Zc 1723

L 5

1096

4)

Stadtbibliothek
Augsburg

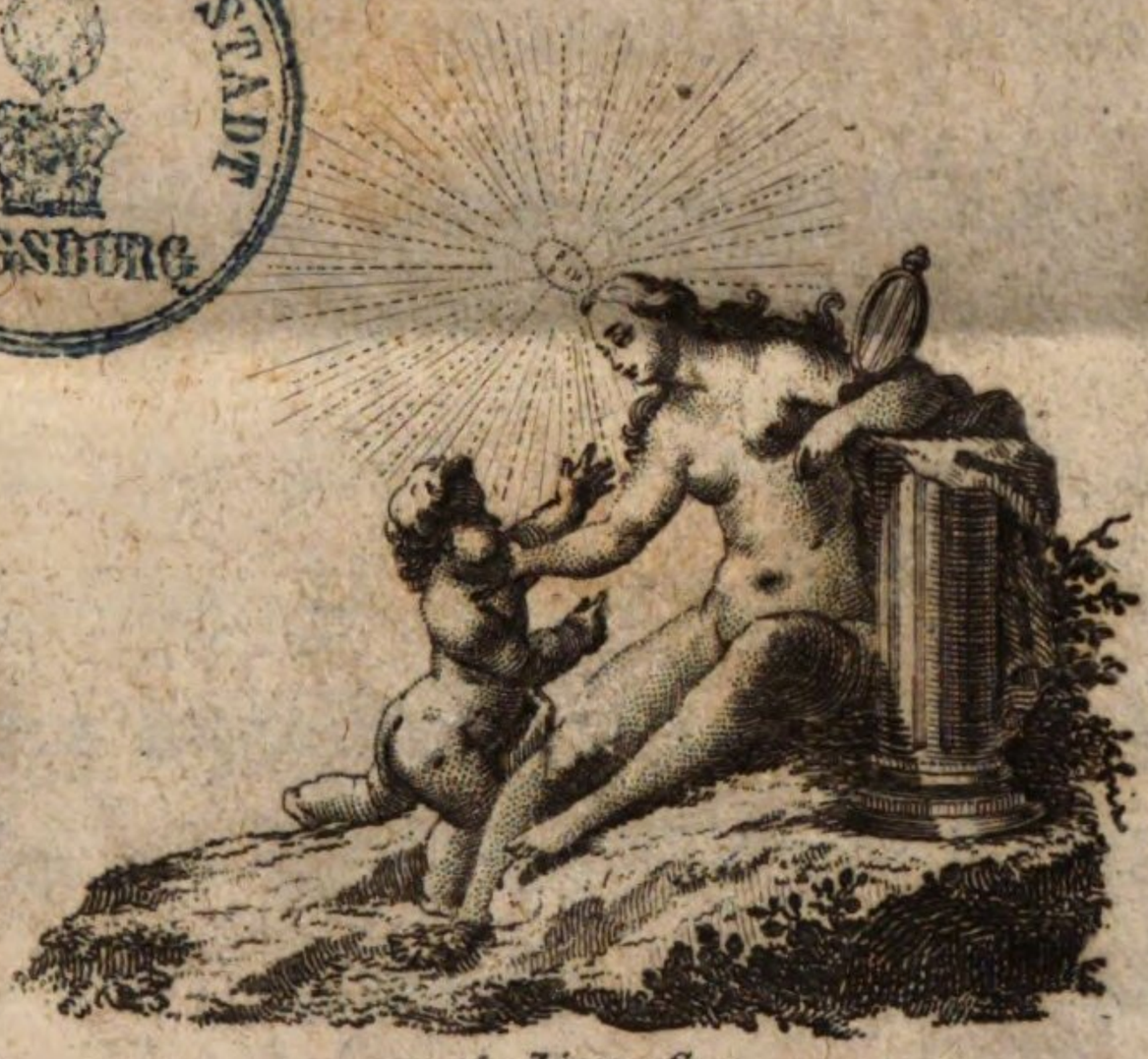
Bibliothek

Auserlesene
Moralische Schriften
von
Plutarch.

Aus dem Griechischen.

Vierter Band.

GYMNASIUM DER STADT AUGSBURG



A. Zingg. Sc.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. 1774.

Vorrede.

Wann ich etwas lesen will, sagt ein Schriftsteller aus den neuern Zeiten, der vielleicht in Absicht auf den Innhalt und Gegenstand, die Vorstellungsart und Ausbildung seiner Gedanken am meisten Aehnlichkeit mit Plutarch hat, wann ich etwas lesen will, wovon ich nebst dem Vergnügen grössern Nutzen habe, und daraus ich zugleich meine Meynungen und Gesinnun-

gen berichtigen lerne, so ist es Plutarch und Seneca. Beyder Schriften haben für mich nach meiner Denkensart und Laune die vorzügliche Bequemlichkeit, daß sie die Kenntnisse, die ich bey ihnen suche, in abgetrennten Stücken vortragen, welche also von mir keine lange Anstrengung erfodern, zu deren ich nicht aufgelegt bin. Von dieser Art sind die kleinen Werke des Plutarchs und die Briefe des Seneca, die den schönsten und nützlichsten Theil ihrer Schriften ausmachen. Sie stehen in keiner Verbindung und Zusammenhang, jede Abhandlung ist für sich ein Ganzes; und da braucht es bey mir keine grosse Entschliessung, mich dazu hinzusetzen und ich gehe davon weg, wann es mir gefällt.— Diese beyden Schriftsteller kommen in den meisten wahren und brauchbaren Lehrsätzen

mit

mit einander überein; so wie sie auch ihr Geschick ungefehr in dem gleichen Jahrhundert ließ gebohren werden. Beyde Lehrmeister von zween römischen Kayfern; beyde kamen aus fremden Ländern, beyde waren reich und mächtig. Ihr Unterricht ist der Riedel der Philosophie, und wird auf eine simple und schickliche Art vorgetragen. Plutarch ist sich fast immer gleich. Seneca hat mehr Verschiedenheit, er steigt und fällt. Dieser müht sich und strengt alle Kräfte an, um seine Tugend wider Schwachheit, Furcht und lasterhafte Neigungen zu bewaffnen; jener scheint ihre Anfälle nicht so sehr zu achten, er findt es nicht der Mühe werth, deswegen seinen Schritt zu beschleunigen oder mehr auf seiner Hut zu seyn. Plutarchs moralische Begriffe sind platonisch, sanft,

und vertragen sich wohl mit der bürgerlichen Gesellschaft; Senecas sind stoisch und epikurisch; sie entfernen sich mehr von der gemeinen Denkensart, fester und schicklicher für eine Privatperson als jene nach meinem Bedünken. Seneca richtet sich nach der Zeit in der er lebt; man sieht, daß die Tyranney der Kayser ihm ein verdammendes Urtheil über die großmüthigen Mörder Cäsars abnöthiget. Plutarch hingegen ist immer frey. Seneca ist voll von Witz und Kunst; Plutarch von Sachen. Jener rührt und erhitzt, dieser befriediget unsern Geist und thut uns völlig genug: Jener stößt uns fort; dieser führet uns bey der Hand.

Bey diesem vierten Band muß ich dem Leser nur noch sagen, daß das zweyte

Stück

Stück nach der Uebersetzung, die in den Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes sich befindet, hier geliefert werde, daß ich dieselbe aber vorher durchgesehen, verbessert, verändert und durch Zusätze des weggelassenen vermehrt habe. Möge dieser Theil von Einsichtvollen ein günstiges Urtheil und von guten und redlichen eine gütige Aufnahme erhalten!

Zürich den 11ten Heumonat.

1774.

Inn-

Innhalt.

Seite.

Plutarch I. Vom Aufschub der göttlichen Strafen über die Lasterhaften. 3

— — — II. Wie man einen Freund von einem Schmeichler unterscheiden könne. 98

— — — III. Das Gastmahl der sieben Weisen. 226

Mora-

Moraliſche Schriften

von

Plutarch.

I.

Vom Aufschub der göttlichen Strafen über die Lasterhaften.

Solches sagte der Epikureer, mein lieber Quintus, und weil wir just an dem Ende der Halle waren, gieng er, ehe ihm jemand darauf antwortete, davon. Erstaunt über das seltsame Betragen dieses Menschen stuhnden wir eine Weile stille, schwiegen und sahen einander an; hernach kehrten wir im Spatzieren wieder zurück.

Hierauf nahm Patrokles (*) zuerst das Wort: Was dünkt euch, sagte er, sollen wir

(*) Patrokles war der Tochtermann des Plutarchus.

diese Untersuchung völlig unterlassen, oder sollen wir ihm, als wann er noch da wäre, auf seine Reden antworten? Hätte er, versetzte Timon, (*) ehe er weggegangen, auf einen von uns geschossen, so würde man es nicht rathsam finden, den Pfeil unbesorgt im Körper stecken zu lassen. Brasidas soll so gar den Wurfspieß aus seinem Leib herausgezogen, und den damit tödtlich verwundet haben, der damit nach ihm geworfen hatte; wir haben zwar nicht nöthig, uns wegen der falschen und ungereimten Reden zu rächen, mit denen man auf uns gezielet hat, es ist genug, wann wir sie wegschaffen, ehe sie bey uns haften können. Was war in seinen Reden, sagte ich, für euch am meisten empfindlich? Denn dieser Mensch häufte voll Zorn und Schmähsucht ohne die geringste Ordnung Klagen gegen die Vorsehung, die er von allen Seiten zusammen suchte. Patrokles versetzte, das war, meines Bedünkens, unter allem das stärkste, was er

von

(*) Timon war der Bruder des Plutarchus.

von der zögernden Saumseligkeit der Gottheit in Bestrafung der Lasterhaften gesagt hat; ich ward wirklich durch seine Reden auf ganz andere und neue Begriffe von dieser Materie gebracht. Ich war schon lange böse über den Euripides, (*) wann er sagt:

Er zögert, denn das ist der Gottheit Art:

Man sollte Gott in seinem ganzen Verfahren, vornemlich aber gegen die Lasterhaften nicht die geringste Saumseligkeit Schuld geben können; besonders gegen Leute, die mit ihren schlimmen Unternehmungen gar nicht zögern, noch dieselben auf die lange Bank schieben, sondern von ihren Leidenschaften hingerissen, ihre ungerechten Anschläge mit dem grösten Ungestümm ins Werk setzen.

Hingegen ist nichts, wie Thukydides (**) wohl bemerkt, das den stärksten Fortgang des glücklichen Lasters mächtiger aufhalte, als wenn die Strafe unmittelbar auf das Unrecht

(*) Im Orestes. V. 420.
(**) Geschichte Buch. III. C. 38.

folgt. Der Aufschub der Bezahlung andrer Schulden wird den Unrechtleidenden niemals so hofnunglos und kleinmüthig und den Böse-wicht so frech und trotzig machen, als die Verzögerung der gerechten Strafe. Beglei-ten aber die Strafen alsobald jede Uebelthat, so wird die Ausübung neuer Verbrechen in der Zukunft hintertrieben, und dem Unrecht-leidenden dadurch ein grosser Trost verschaft.

Was Bias zu einem Bösewicht gesagt haben soll: Ich besorge nicht, daß du nicht für deine Verbrechen werdest bestraft werden; aber ob ich es sehen werde, das macht mir Kummer; darüber habe ich schon manchmal bey mir selber nachgedacht, und zwar nicht ohne Unruhe des Gemüths. Was nützte die Messenier, die um-gekommen waren, die Strafe des Aristokrates, der sie in dem Treffen bey Taphrus verrathen, dessen Verbrechen aber zwanzig Jahre verbor-gen geblieben, binnen welcher Zeit er ruhig über die Arkadier geherrschet hat? Was half es ihnen, daß es zuletzt entdeckt ward und

die

die Strafe dafür leiden mußte, da iene schon längst nicht mehr waren? Was brachte den Orchomeniern, die durch die Verrätherey des Lykiskus ihre Kinder, ihre Freunde und Bekannten verloren hatten, seine Krankheit für Trost, die ihn erst nach vielen Jahren überfallen und seinen Leib verzehret hatte, da er seine Füsse beständig im Fluß badete, fluchte und wünschte, daß sie verfaulen mögten, wann er Unrecht gethan und die Orchomenier verrathen habe; wann auch nachher die Leichname dieser Verbrecher zu Athen weggeschmissen und ausser die Gränzen weggeschaft wurden, so konnten nicht einmal die Enkel der erschlagenen ihre Augen an diesem Schauspiel weiden. Nichts konnte daher unschicklicher seyn, als wenn Euripides durch folgende Vorstellung von Lasterthaten abmahnen will:

Du fürchte nicht, kein Bösewicht fürchte es,
Daß schnell die Rachegöttinn ihm die Leber
Durchbohre; still und langsam schleicht ihr Fuß;
Wann sie zuletzt Verbrecher noch ergreift;

Sind dies nicht eben die Gründe, womit die Lasterhaften sich zu ungerechten Unternehmungen aufmuntern? Ist es nicht eben das, weil das Laster ihnen unverweilt reife Früchte zu kosten giebt, die Strafe aber erst späte und lange nach dem Genuß sich einfindt. (*)

Dies sagte Patrokles: Dann nahm Olympiakus das Wort: Wie viel unschickliches zieht diese zögernde Saumseligkeit der Gottheit im Strafen nicht nach sich? sagte er. Diese Langsamkeit hat die natürliche Folge, daß niemand mehr darinnen eine wachende Fürsehung erblickt. Die Lasterhaften sehen ein Uebel, das nicht sogleich auf das verübte Verbrechen, sondern

(*) Juvenal sagt das gleiche. Sat. XIII. v. 100.

„Ut sit magna, tamen certe lenta ira Deorum est.
„Si curant igitur cunctos punire nocentes,
„Quando ad me venient? Sed exorabile numen
„Fortasse experiar: Solet his ignoscere; multi
„Committunt eadem diverso crimina fato.
„Ille crucem precium sceleris tulit, hic diadema.
„Sic animum diræ trepidum formidine culpæ
Confirmant cet.

dern erst lange darnach über sie verhängt wird, für ein Unglück an; sie heissen es einen widrigen Zufall, nicht eine Strafe; sie bessern sich dadurch auch nicht; sie jammern wohl über ihr trauriges Schicksal, aber ohne ihre vormaligen Uebelthaten zu bereuen. Ein Schlag, ein Spornstreich, der alsobald auf das Straucheln oder auf einen Fehltritt folgt, wird das Pferd bald wieder zurecht und in Ordnung bringen. Fällt man ihm erst lange Zeit hernach in den Zügel, tummelt es und pfeift ihm, so läßt es, als ob es in andrer Absicht als zu seiner Belehrung geschehe, weil es dadurch nur geplagt, nicht unterwiesen wird. So wird der Lasterhafte, der sogleich bey jedem Fehltritt und Vergehen gezüchtiget und durch Strafen zurückgezogen wird, sehr bald in sich selber gehen und einen Gott fürchten lernen, der auf die Handlungen und die Leiden der Menschen eine genaue Aufsicht hat, und ohne Aufschub darüber richtet. Eine Strafgerechtigkeit aber, die nur sachte mit langsamem Schritt, nach

des Euripides Ausdruck, und nur so von ungefehr die Lasterhaften überfällt, scheint wegen ihres ungewissen verzögernden und unordentlichen Verfahrens eher von dem Zufall als von einer weisen Fürsehung abzuhangen. Ich sehe also nicht, was die Mühlen der Götter, die, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, langsam mahlen, zuletzt für Nutzen schaffen, wann durch diese Langsamkeit die Gerechtigkeit verdunkelt und dem Laster alle Furcht benommen wird.

Als dieser ausgeredt hatte, dachte ich bey mir selbst darüber nach; Timon aber sagte: Soll ich damit beschliessen, daß ich auch noch neue Schwürigkeiten häuffe, oder soll ich erst die schon vorgebrachten Einwendungen beantworten lassen? Meines Erachtens, sagte ich, bedarf es keines dritten Schwalls von Fluthen, um diese Untersuchung noch mehr zu überschwemmen, da dieselbe vielleicht nicht einmal im Stande ist die ersten Beschuldigungen von sich abzulehnen, noch zu widerlegen.

Ehe wir aber anfangen, lasset uns der behutsamen Bescheidenheit, welche die Philosophen der Akademie bey göttlichen Dingen beobachten, als einer Hausgöttin ein Opfer darbringen: Lasset es weit von uns entfernt seyn, uns anzumassen, darüber so zu reden, als wenn wir eine gewisse Kenntniß davon hätten. Denn es ist eine weit grössere Verwegenheit, wann Menschen die Handlungen der Götter und Halbgötter durchschauen, und bey aller ihrer Unwissenheit in der Kunst dennoch gleichsam in die Absichten dieser göttlichen Künstler mit ihren schwachen Muthmassungen eindringen wollen, als wenn einer, der von der Tonkunst nichts verstehet, von musikalischen Gegenständen, oder wer niemals im Krieg gedienet, vom Kriegswesen zu reden sich unterstehen wollte. Ein gemeiner Mensch wird die Gründe, weswegen der Arzt den Kranken später und nicht früher hat schneiden, und ihn nicht gestern, sondern erst heute hat baden lassen, nicht leicht errathen; eben so läßt sich

von

von Sterblichen in Absicht auf die Bestrafung der Gottlosen nichts leichter und mit grössrer Gewißheit behaupten, als daß Gott die Zeit und Gelegenheit am besten kenne, wenn er in jedem Fall dieses Arzneymittel gebrauchen, daß er dabey nicht immer das gleiche Maaß und nicht eine gleich bestimmte Zeit für jedes Verbrechen beobachte. Daß aber eben diese Heilungskunst der Seele, welche man Recht oder Gerechtigkeit nennet, unter allen Künsten die allervortreflichste sey, das bezeuget Pindar und neben ihm viel hundert andre, wann er den Beherrscher der ganzen Welt, den höchsten Gott den vortreflichsten Künstler heißt; und zwar eben deswegen, weil er die Gerechtigkeit verwaltet, welcher es zukömmt zu bestimmen, wann, und wie und in welchem Grade jeder Lasterhafte gestraft werden soll. Diese Kunst, sagt Plato, hat Minos von seinem Vater, Jupiter, gelernt; weil niemand, als wer diese Wissenschaft durch Lernen sich erworben hat, fähig seyn soll die Gerechtigkeit auf die gehö-

rige Art zu verwalten, oder von der geschickten Verwaltung eines andern richtig zu urtheilen. Selbst bey den Gesetzen, die von Menschen herrühren, fällt oftmals ihre Vernunftmäßigkeit nicht so leicht jedermann in die Augen; einige Vorschriften scheinen so gar lächerlich; als wenn die Ephoren zu Lakedämon, so bald sie ihr Amt antretten, bekannt machen lassen, daß niemand den Bart tragen soll, daß man den Gesetzen gehorchen soll, damit man nicht ihren Ernst erfahre: Wann die Römer auf den Leib derer, die sie frey lassen wollen, kleine Halme werfen; wann eben sie in ihren Testamenten die einen zu Erben einsetzen, und zugleich andern ihre Güter verkaufen; welches allerdings unvernünftig scheint: Doch ist Solons Gesetz noch unvernünftiger, das denjenigen für ehrlos erklärt, der bey bürgerlichen Unruhen sich zu keiner von beyden Partheyen schlägt. Wer mit der Denkensart des Gesetzgebers nicht vertraut ist und den Geist iedes besondern Gesetzes nicht einsiehet, dem

muß

muß allerdings in den Gesetzen manches ungereimt vorkommen. Ist es nun so schwer die Beweggründe menschlicher Handlungen einzusehen, ist es dann noch wunderbar, wann wir den Grund nicht anzugeben wissen, warum die Götter einige von den Fehlbaren später, andre früher strafen.

Was ich hier sage soll kein Vorwand seyn, um mich dem Streit zu entziehen, es soll nur für Nachsicht bitten, damit unsre Untersuchung, wann sie einen sichern Port und Zufluchtsort vor sich erblicket, sich desto muthiger in die Entwicklung dieser Schwürigkeiten einlasse.

Das erste, das ihr hierbey in Erwägung ziehen sollet, ist dieses: Gott hat sich selber nach den Begriffen Platos, zum Muster jeder Vollkommenheit dargestellt; und so theilt er denen, die ihm nachzufolgen stark genug sind, menschliche Tugend mit, wodurch der Mensch einigermassen Gott ähnlich wird. Die ganze Natur der Dinge, die zuerst in der grösten

Unord-

Unordnung war, fieng ihre Veränderungen damit an, ward dadurch zu einer Welt, daß sie zu einer Aehnlichkeit mit der göttlichen Idee gebildet ward, und an der göttlichen Kraft Antheil bekam. Die Natur hat, nach der Vorstellung dieses grossen Philosophen, eben deswegen das Licht der Augen in uns angezündet, damit unsre Seele, wenn sie vermittelst der Betrachtung und der Bewunderung der regelmäßigen Bewegung der himmlischen Körper sich angewöhnt hat, die Schönheit und die Ordnung lieb zu gewinnen, die unregelmäßigen und ausschweifenden Leidenschaften desto stärker verabscheuen und das Unbesonnene und Absichtlose in ihrem Betragen als den Ursprung alles Lasters und alles Irrtums vermeiden lerne. Denn das ist der höchste Genuß Gottes, wann der Mensch durch Nachahmung seiner liebenswürdigen und vortreflichen Eigenschaften sich eine tugendhafte Gemüthsverfassung erwirbt.

Das ist auch die Absicht, warum Gott die

Bestrafung der Lasterhaften erst nach Verfluß einiger Zeit und so langsam vornimmt. Gott besorget dabey keineswegs, daß er darinn etwas verfehlen, oder daß es ihn nachher gereuen mögte. Er will uns nur, dadurch die thierische Hitz und Heftigkeit in Bestrafung andrer benehmen, er will uns lehren, daß wir nicht im Zorn, nicht wenn unser Gemüth entflammt und im Aufruhr ist, und über die Schranken der Vernunft ausschweift, über die, die uns gereizt haben, herfallen; und da gleichsam unsern Hunger und Durst stillen sollen. Wir sollen in Nachahmung seiner Sanftmuth und seiner Verzögerung ordentlich und sorgfältig verfahren, wenn wir uns Recht verschaffen, und die Zeit dabey zu Rath ziehen, die am geschicktesten ist, alle Nachreue von uns zu entfernen. Es hat weniger zu bedeuten, sagte Sokrates, wenn man aus Unachtsamkeit trübes Wasser auf dem Wege trinkt, als wenn man mit beunruhigtem, mit Zorn und Wuth erfülltem Gemüthe, ehe dasselbe sich wieder

gesetzt

gesetzt und völlig geläutert hat, sich zur Abstrafung eines Gefreundten oder Blutsverwandten hinreissen läßt. Das Recht verschaffen hat, wenn es so entfernt als möglich, von dem Unrecht ist, nicht, wie Thukydides glaubt, wann es so nahe als möglich darauf folgt, seine rechte Stelle. Der Zorn, wie Melanthius sagt:

Nicht grossen Schaden an, und nöthigt die Vernunft
Das Haus zu räumen. . . .

Eben so kann die Vernunft erst alsdann mit Gerechtigkeit und Mäßigung verfahren, wann sie den Zorn und die Hitze weggeschaft hat. Daher giebt es solche, die sich auch durch menschliche Beyspiele besänftigen lassen, wenn sie hören, wie Plato, als er mit aufgehobnem Stabe seinem Bedienten drohete, eine geraume Zeit inne gehalten habe, um, wie er sagte, den Zorn zu bestrafen. Wie Archytas, als er Nachläßigkeit und Unordentlichkeit bey seinen Bedienten in Besorgung seines Landguts wahrnahm, und sich über sie heftig

aufgebracht fühlte, nichts anders gethan, als im Weggehen gesagt habe; Es ist euer Glück, daß ich über euch zornig bin. Wann nun bloß die Erzählung menschlicher Reden und Handlungen die Stärke und Heftigkeit des Zorns vermindern kann, wie vielmehr sollen wir aus der Betrachtung, daß Gott, der niemals nichts zu befürchten noch zu bereuen hat, dennoch die Strafe auf die Zukunft verschiebt und die Zeit abwartet, hierinn behutsam verfahren, und die Sanftmuth und die großmüthige Erduldung der Beleidigungen als einen göttlichen Theil der Tugend ansehen lernen; da wir an diesem göttlichen Beyspiel erblicken, wie schnelle Strafe wenige bessert, langsame Strafe sehr vielen nützt und manchen zurecht bringt?

Wir müssen zweytens auch dieses in Erwägung ziehen, die rechtmäßigen Abstraffungen, die von Menschen geschehen, zwecken nur dahin ab, dem andern wieder Wehe zu thun; wenn der, der Böses gethan hat, Böses leidet, so stehen sie dabey stille und gehen nicht weiter.

Daher

Daher kömmt es, daß sie gleich Hunden mit bellen die Verbrecher verfolgen und denselben augenblicklich auf die Spur gehen. Hingegen ist es sehr wahrscheinlich, daß Gott, wenn er eine vom Laster angesteckte Seele durch Strafen zurecht bringen will, ihren Gemüthszustand zuerst genau durchschaue, ob nicht etwa durch eine glückliche Wendung bessere Gesinnungen darinn Platz nehmen mögten, und daß er also denen Zeit zur Rückkehr gebe, deren Lasterhaftigkeit nicht äusserst groß und unverbesserlich ist. Gott weiß nämlich am besten, wie groß die Tugend ist, die er den Seelen mitgetheilt, die sich zu der Geburt in das menschliche Leben hin begeben, wie stark und unauslöschbar in denselben die ihnen angeborne edlere Art ist, wie das Laster in der menschlichen Seele wider ihre Natur erst alsdann aufkömmt, wenn jene durch Weichlichkeit und Umgang mit schlimmen Menschen verdorben wird, wie einige Seelen durch eine glückliche Cur ihre vorige gute Verfassung

wieder bekommen; und eben deswegen bestraft Gott nicht alle gleich schnell. Menschen, die unheilbar sind, schneidt er alsobald ab, und entreißt sie diesem Leben, weil sie durch ihre fortgesetzte Lasterhaftigkeit andern in hohem Grade, sich selber aber am meisten schaden. Bey denen es aber wahrscheinlich ist, daß sie eher aus Mangel der Erkenntniß des Guten und Schönen als aus Liebe zum Bösen sündigen, denen giebt er Zeit sich zu ändern. Wann sie aber in ihren Lastern verharren, so straft er sie ebenfalls; er hat nicht zu befürchten, daß sie ihm entrinnen. Wie viel Veränderungen bemerkt man nicht in den Sitten und in dem Leben der Menschen? Die Sitten (*) haben bey den Griechen eben von dieser Veränderlichkeit den Namen bekommen. So wie eine andre Benennung (†) die Gewohnheit bezeichnet, die vest hält, wenn sie einmal eingesessen. Der Grund, warum Cerops bey den Alten Zweyförmig hieß, war meines

(*) Tropos. (†) Ethos.

nes Bedünkens nicht, weil er aus einem guten König ein grausamer und drachenähnlicher Tyrann ward, wie einige behaupten, sondern im Gegentheil, weil er aus einem bösen und furchtbaren Tyrannen hernach ein gnädiger und menschenfreundlicher Beherrscher geworden. Und wenn dieses auch ungewiß seyn sollte, so wissen wir doch von Gelon und Hieron aus Sikilien, von Pisistratus dem Sohn des Hippokrates zuverläßig, daß sie die Einzelnherrschaft durch Ungerechtigkeit erlanget, dieselbe aber zum Dienst der Tugend angewandt; daß sie zwar durch unrechtmäßige Wege zur höchsten Gewalt gestiegen, allein mit Mäßigung und zum allgemeinen Besten regiert haben; daß sie heilsame Gesetze eingeführt und durch Beförderung des Ackerbaues ihre Bürger bescheiden und arbeitsam gemacht haben, die zuvor nichts als Lustigmacher und Schwätzer waren; und daß Gelon, nachdem er die Carthager glücklich bekrieget und sie in einer Schlacht überwunden hatte, und sie um Frie-

den baten, er denselben nichts anders mit ihnen eingehen wollen, als wenn sie unter die Bedingnisse auch dieses setzten, daß sie in Zukunft ihre Kinder nicht mehr dem Saturnus aufopfern wollen. Lydiades war Tyrann zu Megalopolis, mitten aber in seiner Regierung änderte er seine Gesinnungen, mißbilligte selbst sein ungerechtes Verfahren, gab seinem Vaterland die vorige Verfassung wieder und starb, indem er für dasselbe wider die Feinde focht, einen glorreichen Tod. Hätte jemand den Miltiades umgebracht, als er in dem Cherronesus herrschte, aber den Cimon wegen seines sträflichen Umgangs mit seiner Schwester als einen Blutschänder verklagt und zur Strafe gezogen; hätte Themistokles wegen seiner Ausgelassenheit und üppigen Schwelgerey an öffentlichen Orten, wie nachher Alkibiades, sein Vaterland meiden müssen, wären itzt nicht Marathon, der Eurymedon und das schöne Artemisium für uns verloren: Artemisium

Wo die Söhne Athens den
Glänzenden Grund zu
Griechenlands Freyheit gelegt? (*)

Grosse Genies bringen nichts kleines hervor, ein lebhaftes Feuer läßt ihre angestrengte Thätigkeit niemals ruhen, sie werden gleich dem Meer hin- und hergetrieben, bis sie einmal zu einer standhaften und gleichförmigen Gemüthsverfassung gelangen. Ein in dem Landbau unerfahrner Mensch wurde sich die Gegend nicht loben, wo er nichts als Gesträuch, wilde Gewächse, viel wilde Thiere, Bäche und Koth erblickte. Dem verständigen und erfahrnen Kenner wurde dies die Güte und die Mürbigkeit des Bodens und lauter Gutes verrathen. Eben so zeigt sich bey grossen Genien oftmals viel ungereimtes und schlimmes, wir können das Rauhe und Stechende an denselben anfangs nicht vertragen; wir glauben demnach, man müsse dasselbe wegschneiden und hintertreiben. Ein weiserer

(*) Pindar.

Beurtheiler schließt eben daraus auf die vortreflichen und grossen Anlagen und wartet das Alter und die Zeit ab, welche der Vernunft und der Tugend beförderlich sind, und wo die Natur die schönsten Früchte hervorbringt.

So viel von diesem. Was dünkt euch davon? Haben nicht einige griechische Staaten recht daran gethan, da sie das Gesetz von den Aegyptiern entlehnet, daß eine schwangere Weibsperson, die zum Tode verurtheilt ist, soll aufbehalten werden, bis sie geboren hat? Allerdings, sagten sie. Nun, sagte ich, wenn jemand nicht mit einem Kind schwanger gienge, wol aber mit der Zeit eine wichtige Unternehmung, oder eine grosse That an das Taglicht hervorzubringen im Stand wäre, indem er entweder ein verborgenes Uebel entdecken, oder einen heilsamen Rath geben, oder eine höchstnothwendige Erfindung ausdenken würde, ist es da nicht besser gethan, wenn man um diesen Nutzen von ihm zu haben die Strafe aufschiebet, als wenn man ihn vor-

her

her hinrichtet? Ich einmal bin so beglaubt. Wir auch, sagte Patrokleas. Mit Grund, sagte ich, erwäget nur dies; wenn Dionysius gerade im Anfang, da er die Einzelnherrschaft an sich gerissen, dafür wäre gestraft worden, so würde wol keiner von den Griechen das von den Carthagern völlig verwüstete Sikilien bewohnet haben: Das gleiche wäre der Stadt Apollonia und Anaktorium begegnet, kein Grieche wurde die Halbinsel Leukadia bewohnet haben, wenn Periander nicht erst nach langer Zeit seine Strafe bekommen hätte: Eben so, glaube ich, sey dem Cassander seine wohlverdiente Strafe aufgeschoben worden, damit Theben wieder bevölkert würde. Die fremden Krieger, welche sich dieses Tempels (*) bemächtiget hatten, sind grösstentheils mit Timoleon nach Sikilien hinübergegangen, wo sie die Carthager besiegten, die Herrschaft der Tyrannen zerstörten, dabey aber zuletzt noch

(*) Er verstehet den delphischen Tempel, wo diese Unterredung gehalten worden.

Verdienen elender Weise umkamen. Die Gottheit gebraucht einige Bösewichter als Scharfrichter, andere Lasterhafte damit zu strafen, hernach richtet Gott sie selber zu Grunde. Dies wird wol der Fall mit den meisten Tyrannen seyn. Die Galle der Hyäne und das Lab des Seehundes, der sonst garstigsten Thiere, können doch zur Heilung der Krankheiten mit Nutzen gebraucht werden. Eben so giebt Gott denen, die eine beissende Strafe nöthig haben, einen grausamen unerbittlichen Tyrannen, oder einen strengen plagenden Oberherrn, und befreyt sie nicht eher von dieser peinigenden Plage, als bis die Krankheit gehoben und weggereiniget ist. Ein solches Arzneymittel war Phalaris für die Agrigentiner, und Marius für die Römer. Den Sikyoniern sagte der Gott ausdrückenlich, sie haben einen Meister nöthig, der sie mit Geißeln züchtige, als sie den Jüngling Teletias, da er in den Pythischen Spielen bekränzt ward, den Cleonäern wegnahmen, weil sie behaupteten, er sey ihr

Mit-

Mitbürger und ihn zerrissen. Nachdem aber der Tyrann Orthagoras, und nach ihm Myron und Klisthenes die Sikyonier beherrschten, legten sie ihnen den Muthwillen. Auch die Kleonäer, mit denen nicht die gleiche Cur vorgenommen ward, sind nun dahin. Ihr habet den Homer sagen hören: (*)

Rühmlicher als sein schlimmer Vater, er glänzte in jeder

Tugend. . . . . .

Und doch hatte dieser Sohn der Kovreus keine schöne noch sehr gloreiche That verrichtet. Hingegen glänzten die Nachkommen des Sisyphus, des Autolykus und des Phlegyas mit dem Ruhm und den Tugenden grosser Könige. Perikles war zu Athen aus einer Familie, auf der der öffentliche Fluch lag. Pompejus, der Grosse, zu Rom war der Sohn Strabos, dessen Leichnam das Volk aus Haß auf die Erde niedergeworfen und mit Füssen getretten hatte. Wann der Landmann nun

das

(*) Ilias' O. v. 638.

das dornigte Gesträuche nicht ausrottet, bis er vorher die guten Keime davon genommen hat, wann die Afrikaner das Reisholz von dem Ladanum nicht verbrennen, bis sie den Gummi davon gesammelt haben, was ist unschickliches darinn, wenn Gott eben so den herben und bösen Zweig eines erlauchten und königlichen Geschlechts nicht eher abhauet, als bis er die gehörige Frucht getragen? Es war immer noch besser für die Phokenser, wenn dem Iphitus noch so viel tausend Ochsen und Pferde weggenommen worden, wenn noch mehr Gold und Silber zu Delphen entwendet worden, als wenn Ulysses und Aeskulapius und so viel andre nicht wären geboren worden, die alle schlimme und lasterhafte Väter hatten, und nichts destoweniger vortrefliche Männer geworden und ihrem Vaterland nützliche Dienste geleistet haben.

Solltet ihr also nicht auf die Gedanken kommen, es sey besser, die Strafen werden mit Zeit und Weile und auf eine schickli-

che Weise, als aber schnell und auf der Stelle vollzogen? Von dieser letztern Art war des Kallippus Strafe: Seine Freunde brachten ihn mit eben dem Dolch um, mit welchem er den Dion unter dem Scheine der Freundschaft erstochen. Als Mitias von Argos in einem Aufruhr umgebracht worden, fiel die ehrne Bildsäule einer Göttin auf dem öffentlichen Platze auf den Mörder des Mitias und erschlug ihn. Was dem Bessus aus Päonien und dem Ariston von dem Berg Oeta, dem Anführer fremder Soldaten, begegnet; weissest du ohne Zweifel, Patroklas! Nein, gewiß nicht. Aber ich will es gern vernehmen. Ariston, sagte ich, nahm mit Erlaubniß der Tyrannen den in diesem Tempel hier aufbewahrten Schmuck der Eriphyle weg und brachte ihn seiner Frau zum Geschenke. Allein sein Sohn entbrannte aus einem gewissen Grund in Zorn über seine Mutter, steckte das Haus mit Feuer an und verbrannte mit demselben die ganze Familie. Bessus soll seinen Vater ge-

tödtet

tödtet haben, und dies Verbrechen eine geraume Zeit verborgen geblieben seyn: Zuletzt als er an eine Mahlzeit zu Gast gieng, durchstach er mit seinem Spieß ein Schwalbennest, warf es herab und tödtete die Jungen. Als ihn die dabey waren, wie sich wol vermuthen läßt, darüber fragten, warum er eine so abscheuliche Handlung vornehme, so sagte er: Höret ihr nicht, wie sie fälschlich über mich schreyen, ich habe meinen Vater umgebracht. Die dabey stehenden verwunderten sich über solche Reden, zeigten es dem König an; als hierauf die Sache unwidersprechlich an Tag kam, ward Bessus für seinen Vatermord bestraft.

Bey dem alle, was wir bisdahin gesagt, haben wir als ausgemacht vorausgesetzt, die Strafen der Lasterhaften werden aufgeschoben, allein lasset uns itzt auch den Hesiodus, hierüber hören: Plato sagte schon, Elend sey die mit dem Laster vergesellschaftete Strafe: Hesiod aber gehet noch weiter: Er sagt, die Strafe sey mit dem Laster gleich zeitig, sie wachse mit dem

demselben aus gleichem Boden, aus eben derselben Wurzel hervor

Böser Rath kann sehr schaden, doch immer am meisten dem Geber.

Und

Jammer häufet sich selbst, wer andern Unglück bereitet.

Die spanische Fliege, sagt man, habe für den Schaden, den sie verursachet, das Hülfsmittel bey sich, und dies zwar durch eine ganze entgegengesetzte Wirkung ihrer natürlichen Einrichtung. So erzeugt das Laster zugleich mit sich selbst Gewissensbisse und Strafe; nicht erst hernach, wenn das Verbrechen vollbracht ist; nein, mitten in der Ausübung desselben leidet es schon die Strafe der Ungerechtigkeit. Wie ein jeder Missethäter, der am Leibe gestrafet wird, sein eigen Creutz heraustragen muß, so verfertiget auch jedes Laster selbst das eigene Werkzeug seiner Strafe. Die Lasterhaftigkeit ist eine sehr geschickte Künstlerin alles Elends in dem Leben eines Menschen; sie hat nebst der Schmach unzählbare Schrecknisse, plagende Leidenschaften, Reue und un-

auf-

aufhörliche Unruhe bey sich. Viele Leute sind aber hierinn wie Kinder; wenn Kinder sehen, wie Uebelthäter oftmals auf der Bühne in Goldgestickten Kleidern, mit Purpurmänteln, mit Kränzen auf dem Haupt erscheinen und daselbst tanzen, so staunen sie dieselben an und schätzen sie glücklich, bis sie endlich sehen, wie man diese Uebelthäter durchsticht und geiselt und wie das Feuer aus diesen prächtigen und kostbaren Kleidern herausfährt. Mancher Lasterhafte hat ein grosses Gefolge; er ist mit Würden und Macht bekleidet, und da verbirgt den meisten seine schimmernde Grösse die Strafe, die er leidet, bis er vor ihren Augen ermordet oder todt gestürzt wird. Dies ist aber nicht seine Strafe; es ist vielmehr der höchste Gipfel und das Ende seiner Strafe. Als Herodikus von Selybria von der Dörrsucht, einer Krankheit, die sonst für unheilbar gehalten wird, überfallen ward, war er der erste, der bey der Cur die Leibesübung mit der Arzneykunst verband: Er machte aber da-

durch

durch, sagt Plato, sich und andern, die diese Krankheit haben, den Tod nur langwirriger. Die gleiche Beschaffenheit hat es mit den Lasterhaften. Lasterhafte, die itzt dem Streich zu entgehen scheinen, bekommen nicht erst nach langer Zeit, sondern eine längere Zeit, nicht erst späte, sondern langwirriger ihre Strafe; sie werden nicht erst in ihrem Alter gestraft; sie werden unter der Strafe alt.

Ich heisse diese Zeit lang in Absicht auf uns Menschen: Denn in Absicht auf die Götter ist die ganze Dauer des menschlichen Lebens für nichts zu achten. Itzt und nicht vor dreyßig Jahren ist eben so viel als wenn ein Verbrecher am Abend und nicht am Morgen gemartert oder gehenkt wird. Da neben dem der Mensch in diesem Leben wie in einem Kerker aufbehalten wird, aus welchem er nicht weggehen oder entrinnen kann; wann er auch in der Zwischenzeit mit Gastereyen, mit Geschäften, Beschenkungen und allerley Dienstleistungen sich abgeben sollte; so siehet dies

alles den Spielen ähnlich, da Missethäter im Gefängniß mit Würfeln kurzweilen, indeß der Strick über ihrem Haupt hängt. Mit gleichem Recht könnte man behaupten, Gefangene, die auf den Tod im Verhaft sitzen, leiden keine Strafe, bis sie wirklich enthauptet werden. Eben so auch, wer Schierlingssaft getrunken, und im Herumspatzieren erwartet, wann ihm die Schwere in die Beine kommen werde, bis er ganz erkaltet und erblasset und aller Sinnlichkeit beraubet wird; wann wir da nur den letzten Zeitpunkt der Strafe, für Strafe anrechnen und hingegen alle Unruhe des Gemüths, die häufige Furcht, ängstliche Erwartung und Reue in der Zwischenzeit aus der Acht lassen, mit welchen jeder Lasterhafter nach verübtem Verbrechen gequält wird. So ist dies eben so viel, als wenn wir einem Fisch, der den Angel verschlungen hat, nicht eher für gefangen halten wollten, als bis wir denselben von den Köchen gebraten und in Stücker zerschnitten sehen. Denn jeder Verbrecher,

so bald er seine Lasterthat verübt, und die Süßigkeit des Unrechts, diese reitzende Lockspeise verschlungen hat, ist sogleich der Strafe unterworfen; sein Gewissen straft und peiniget ihn; gleich

Dem verwundten Thunnin, der das Meer erregt;

Die muthwillige Frechheit, die dem Laster eigen ist, äussert sich mit aller Macht, bis das Unrecht begangen ist, hernach aber, wenn sich der Wind der Leidenschaft geleget hat, so nimmt sie gänzlich ab und läßt sich von Furcht und Aberglauben beherrschen. Wie sehr hat also Stesichorus nach der Wahrheit und der Wirklichkeit gedichtet, wenn er die Clytemnestra also träumen läßt:

Einen Drachen sah ich im Traum mit verwundetem Haupte.

Aus dem der König mir, Plisthenides,(*) erschien.

Wer sich in einem solchen Gemüthszustande befindet, dem werden Gesichter im Traume, Erscheinungen bey Tage, Antworten der Ora-

(*) Ist Orestes des Plisthenes Enkel.

kel, Blitzstrahlen, und jede nach seiner Meynung von Gott verhängte Begebenheit die Seele mit Sturm und Schrecken erfüllen. So erzählet man von dem Apollodorus, er habe im Traum gesehen, wie ihn die Skythen geschunden und hernach gekochet haben; wie sein Herz aus dem Kessel die Worte gemurmelt habe; ich habe alle diese Uebel über dich gebracht; wie er ein anders Mahl gesehen, daß seine Töchter ganz in Flammen um ihn herum gelaufen. Hipparch, der Sohn des Pisistratus, träumte wenige Zeit vor seinem Tode, die Venus werfe ihm aus einem Fläschgen Blut in das Gesicht. Die Freunde des Ptolemäus Keraunus glaubten ihn im Traume zu sehen, wie er von Seleukus vor das Recht gefodert wurde, wie Geyer und Wölfe darüber zugericht sassen und er viel Fleisch unter die Feinde ausgetheilt. Pausanias ließ zu Byzanz Kleonien, eine Tochter von gutem Herkommen, in schändlichen Absichten zu sich berufen; sie sollte dieselbe Nacht ein Opfer seiner Lustseuche wer-

werden: Als sie nun kam, ward er auf einmal von Schrecken und Verdacht so überfallen, daß er sie umbrachte. Nachher sahe er sie oft im Schlaf und hörte sie sagen:

Gehe zur Strafe hin, in Untergang stürzet die Unzucht.

als diese Erscheinung nicht aufhören wollte, ward er genöthiget nach Heraklea zu schiffen, wo man die Seelen der Verstorbenen beschwört; da ließ er vermittelst Versöhn- und Trankopfer die Seele des Mädgens hervorrufen: Zuletzt erschien sie ihm und sagte, er werde zu Lacedämon Ruhe von diesen Plagen finden; und wirklich starb er, so bald er daselbst angelangt war.

Man könnte so gar mit Grund behaupten, Gott verfahre mit dem Lasterhaften, die sogleich für ihre Verbrechen gestraft werden und dahin sterben, allzu nachsichtig und zu gelinde, wenn die Seele nach dem Tode ihr Daseyn verliert und der Tod das Ziel aller Belohnung und Strafe ist. Denn, wann auch ein langes

Leben für den Lasterhaften sonst kein Uebel mit sich brächte, so wäre doch die Erfahrung, wie unfruchtbar und beschwerlich das Laster ist, wie es die häufigste nnd gröste Mühe und Arbeit mit gar keinem beträchtlichen Vortheil vergelten kann, und die Empfindung dieser traurigen Wahrheit schon hinlänglich, seine Seele in die gröste Bestürzung zu setzen. So erzählt man von Lysimachus, als er von Durst überwältiget, sich und seine Armee in die Hände der Geten überliefert und nun als ihr Unterthan mit Trinken seinen Durst gestillet hatte, so habe er gesagt, welch ein niederträchtiger Mensch bin ich, daß ich mich um einer so kurzen Wollust willen eines so grossen Königreiches beraubet habe! Und doch war es überaus schwer, einem so dringenden natürlichen Bedürfniß nicht nachzugeben. Allein, wann ein Mensch aus Begierde nach Reichthümern, oder aus Nacheiferung um bürgerliche Ehre und Macht, oder zur Befriedigung seiner Lustseuche eine ungerechte und abscheu-

liche

liche That begangen, und nun der wütende Durst seiner Leidenschaft vorüber ist, wann er dann nach einiger Zeit siehet, daß die schändlichen und fürchterlichen Anfälle seiner ungerechten Leidenschaft bey ihm immer fortdauern, daß sie ihm aber keinen Vortheil, kein nothwendiges noch erfreuliches Gut verschaft haben, muß ihm da nicht natürlicher Weise oftmals der Gedanke aufsteigen, er habe um einer eiteln Ehre, um einer niederträchtigen und fruchtlosen Lust willen, die schönsten und heiligsten Rechte der Menschen übern Haufen geworfen, und dadurch Schande und Verwirrung auf seine Tage gehäuft. Simonides sagte im Scherz, er habe zwo Kisten, eine für das Geld (*) und eine für die Danksagungen, jene finde er immer voll, diese immer leer: Eben so finden lasterhafte Menschen, wann sie die Wirkungen des Lasters sorgfältig

(*) Simonides verfertigte seine Lobgedichte für Geld; man wußte ihm aber deswegen desto weniger Dank dafür.

tig erwägen, daß es zwar ein flüchtiges gegenwärtiges Vergnügen gewähre, daß es aber an Hofnung leer und hingegen mit Furcht und Betrübniß, mit unangenehmen Erinnerungen, mit ängstlichen Erwartungen für die Zukunft und mit Mißtrauen für daß Gegenwärtige erfüllt sey. Wir hören die Ino auf der Schaubühne ihre vorigen Thaten bereuen?

Wie mach' ich Freundinnen, daß ich bey Athamas
In seinem Hause wieder wohne, und ungeschehen
Die That, die ich begieng. (*) . . .

Eben so wird jede lasterhafte Seele bey sich die Ueberlegung machen. Wie kann ich wol das Andenken meiner Vergehungen und die daraus entstehenden Gewissensbisse vertreiben? Wie kann ich in vormaliger Reinigkeit von neuem einen ganz andern Lebensplan befolgen? Das Laster hat keine Standhaftigkeit, keine Gleichförmigkeit in seinen Entschlüssen. Sonst wurde der ungerechte den Namen eines Weisen verdienen. Nein, wo Habsucht und ausschweifende Wohllust und Neid nebst menschenfeindlicher

(*) Euripides in der Ino.

licher Bosheit von einem Herzen Besitz genommen haben, daselbst wird man bey genauerm Nachforschen verborgenen Aberglauben, Trägheit zur Arbeit, Furcht vor dem Tode, schnelle Abänderung der verschiedenen Leidenschaften und aus Stolz herrührende Eitelkeit des Gemüths entdecken. Böse Menschen erschrecken vor denen, die sie tadeln und fürchten sich vor denen, die sie rühmen; sie wissen wohl, daß diese durch ihren Betrug sich für beleidiget halten und nothwendig ihre Feinde seyn müssen, weil sie so bereitwillig sind, auch jeden Anschein von Tugend zu loben. Das Laster ist wie schlechtes Eisen, was stark seyn sollte ist faul, und was hart seyn sollte läßt sich leicht zerbrechen. Wann sie dann mit Verfluß der Zeit sich selber näher kennen lernen, so hat dies die natürliche Folge, daß sie sich selber mißfallen, und mit einem wahren Haß gegen sich selber ihren bisharigen Lebenswandel verabscheuen. Ein lasterhafter Mensch, der einmal ein ihm anvertrautes Gut zurück gab; der

für einen Freund verbürgte, der mit Ruhm und Ehre einen kostbaren Aufwand für sein Vaterland machte, fängt es bald an zu bereuen, und seine höchst veränderliche Gemüthsart läßt ihn aus dem Vergangenen nichts als Verdruß schöpfen: Einige, die von dem ganzen Volk auf dem Schauplatz mit lautem Zujauchzen empfangen worden, konnten sich doch nicht hinterhalten, gerade darnach zu seufzen, weil ihr Ehrgeitz plötzlich ihrem Geldgeitz in ihrem Herzen Platz machte; und sollten denn Menschen, die wie Apollodorus um eine unrechtmäßige Herrschaft an sich zu reissen, um eine Zusammenverschwörung auszuführen, andere Menschen abschlachten, die wie Glaukus, der Sohn des Epikydes, ihre Freunde um ihre Haabe und Gut bringen, sollten die keine Reue darüber empfunden, sollten sie sich nicht selbst hassen, sollten sie über ihre Thaten kein Mißvergnügen bey sich verspüren? Ich einmal stehe in den Gedanken, wann ich es frey heraussagen darf, es sey nicht einmal nöthig,

daß

daß Gott oder Menschen die Ungerechten strafen, ihr eigenes vom Laster verdorbenes und beunruhigtes Leben sey ihnen schon Strafe genug.

Allein, sagte ich, sehet zu, daß diese Rede nicht die gehörigen Schranken überschreite. Vielleicht, sagte Timon, ist sie schon zu lange, wann wir auf die Menge der Sachen sehen, die noch übrig sind und von denen wir noch zu reden haben. Ich will nun den letzten Zweifel, gleichsam aus dem Hinterhalt hervor auf den Kampfplatz führen, nachdem die ersten ziemlich glücklich bestritten worden. Der Vorwurf, den Euripides den Göttern mit viel Freymüthigkeit macht;

. . . . sie bringen auf die Kinder
Der Aeltern Schuld. . . .

Das legen wir, glaube es nur, ihnen stillschweigend eben so wol zur Last. Denn entweder sind die Schuldigen selber bestraft worden, und denn ist kein Grund vorhanden, warum die Unschuldigen dafür sollen gestraft

werden;

werden; es wäre ja nicht einmal billig, die Thäter selbst für ihre Verbrechen zweymahl abzustrafen: Oder sie wollen die Strafe, mit denen sie aus Nachläßigkeit die Schuldigen verschonet haben, hernach an den Unschuldigen vollziehen; und dann thun sie übel daran, wann sie ihre Saumseligkeit durch Ungerechtigkeit ersetzen wollen: So kam, wie man erzählt, Aesop ehemals nach Delphen, und brachte viel Gold von Krösus mit, wovon er dem Apollo ein prächtiges Opfer abstatten und jedem Bürger daselbst vier Minen geben sollte. Weil er aber mit denselben in einen Streit gerathen und über sie erzörnet war, verrichtete er zwar das Opfer, das Geld aber sandte er nach Sarden zurück, indem er diese Leute dieses Geschenkes unwürdig zuseyn glaubte. Die Einwohner zu Delphen klagten ihn einmüthig an, er habe sich an heiligem Gut vergriffen, und brachten ihn um, da sie ihn von dem Felsen Hyampeja herabstürzten. Der Gott ward deswegen so zornig über sie, daß

er

er Unfruchtbarkeit des Landes und alle Arten plagender Krankheiten über sie verhängte und sie endlich genöthiget wurden, in allen öffentlichen Versammlungen Griechenlands bekannt zu machen, wenn jemand von ihnen wegen des Aesopus Genugthuung verlange, so seyn sie bereit, solche zu geben. Erst in dem dritten Geschlechte zeigte sich Idmon von Samos, der zwar dem Aesopus gar nicht verwandt war, allein von denen abstammte, welche ihn ehemals zu Samos gekauft hatten. Diesem leisteten nun die Bürger von Delphen Genugthuung, und wurden von diesen Plagen befreyet. Daher soll es auch kommen, daß die Strafe der Tempelräuber von dem Felsen Hyampeja nach Nauplia verlegt worden.

— Die grösten Bewunderer des Alexanders, zu denen wir auch uns zählen, können doch seine That nicht loben, da er die Stadt der Branchiden verwüstet, und Leute von allem Alter daselbst umgebracht, bloß deswegen, weil ihre Vorältern den Tempel zu Milet den Feinden

den verrathen haben.— Der Tyrann der Syrakuser zog die Corkyräer mit Hohngelächter auf, als sie ihn fragten, warum er ihre Insel verwüste: Darum, sagte er, weil eure Väter ehemals den Ulysses aufgenommen haben. Und da die Ithakenser sich bey ihm beklagten, daß seine Soldaten ihre Schafe wegnehmen, gab er ihnen zur Antwort: Als euer König zu uns kam, stach er noch überdas dem Hirten die Augen aus. Ist Apollo aber nicht noch grausamer als diese, wenn er in unsern Tagen die Pheneater damit zu Grunde richtet, daß er den Abgrund verstopft, wo das Wasser sich verlor, das itzt das ganze Land überschwemmet, weil Herkules, nach einer alten Sage, den Dreyfuß zu Delphen geraubet und ihn nebst dem Orakel in die Stadt der Pheneater gebracht hat. Grausam war der Gott, als er den Sybariten erst alsdann Befreyung von ihrem Elend versprach, wann sie den Zorn der Leukadischen Juno durch ihren dreymaligen Untergang werden besänftiget haben.

ben. Es ist auch nicht gar lange seit dem die Lokrer aufgehört haben, Jungfrauen nach Troja zu senden:

Welche Sklavinnen gleich von Kleidern entblöf-
set, mit nackten
Füssen, mit fliegendem Haar bis in die Tage
des Alters
Um Minervens Altar den Staub mit Besem
auskehrten.

Und dies bloß um der Geilheit des Ajax willen. Wie kann das vernünftig, wie kann das billig seyn? Wir können nicht einmal das Betragen der Thracier gut heissen, welche um den Mord des Orpheus zu rächen, ihre Frauen mit Brandmalen bezeichnen; eben so wenig das Betragen der Barbaren, die an dem Eridanus wohnen, die, wie man sagt, über den Fall des Phaetons Trauerkleider tragen. Noch lächerlicher wäre es, meines Bedünkens, wann die Menschen, die zur Zeit des Unglücks Phantons gelebt haben, sich darum gar nicht bekümmert, diejenigen hingegen, so erst im fünften oder zehnten Geschlecht dar-

nach

nach lebten, seinethalber die Trauer angezogen hätten. Dies Betragen ist wol sehr thörigt, doch hat es keine schädlichen oder fürchterlichen Folgen. Der Zorn der Götter hingegen gleichet den Flüssen, welche mit einmal verschwinden, und dann wieder an einem Ort auf die Einwohner losbrechen und ihren Lauf mit ihrem gänzlichen Untergang vollführen.

Hier hielt er inne und weil ich fürchtete, er mögte von neuem eine Menge von grossen Ungereimtheiten zusammenhäufen, so fragte ich ihn sogleich; nun, hälst du dieses alles für wahr? Allein, sagt er, wann gleich nicht alles, wann nur ein Theil davon wahr ist, so bleibt die gleiche Schwürigkeit .Dem mag vielleicht so seyn, sagte ich: Man mag bey einem heftigen Anfall des Fiebers mit einem Kleide oder mit vielen Kleidern bedeckt seyn, so verspürt man eben dieselben, oder doch fast gleich viel Hitzen; doch schaft man immer einen Theil davon weg, um dem Kranken Erleichterung

zu verschaffen; doch, wann es dir so beliebt, so wollen wir nicht länger davon reden, wiewohl die meisten von diesen Erzählungen Mährgen und Erdichtungen ähnlich sehen. Erinnere dich hingegen der (*) Theorenien, welche jüngst gefeyert worden und des ansehnlichen Antheils, den man man dabey den Nachkömmlingen Pindars bestimmte, welche man öffentlich auffoderte, denselben für sich zu nehmen: Wie rühmlich und erfreulich schien dir diese Handlung nicht? Kann wol iemand seyn, sagte er, den die Anmuth einer solchen Ehrenbezeugung, die so simpel, so ganz im alten griechischen Geschmack ist, nicht entzücke; er müßte nach Pindars eigenem Ausdruck ein schwarzes bey kalter Flamme gehämmertes Herz haben. Ich will, sagte ich, von dem ähnlichen öffentlichen Ausruf: Nach dem Lesbischen Sän-

(*) Ein Fest, welches man zum Andenken der Erscheinungen der Götter unter den Menschen besonders des Apollos begieng.

ger, (*) nichts sagen, welcher zu Sparta zur Ehre und zum Andenken des alten Terpanders geschiehet. Ihr selber massет euch unter den Böotiern einen Vorzug an, weil ihr vorgebet, ihr stammet von dem Opheltas her. Das gleiche thun auch die Phocenser in Absicht auf den Daiphantus. Ihr waret es auch, die mir beystuhnden und mich begünstigten, als ich zu Gunsten der Lykormäer und Satiläer, welche sich um die von Alters her den Herakliden bestimmten Ehrenbezeugungen und um das Vorrecht Kränze zu tragen bewarben, behauptete; die Nachkommen des Herkules verdienen vor andern aus, daß sie bey ihren Ehren und Vorrechten

(*) Bey bürgerlichen Unruhen, fragten die Lakedämonier das Orakel Raths. Dieses befahl ihnen einen Lesbischen Sänger zu sich kommen zu lassen. Terpander kam zu ihnen, und entzückte sie durch seine Musik also, daß er ihre Gemüther völlig besänftigte. Die Lakedämonier kennten hierauf den Lesbischen Sängern den Vorzug zu vor allen andern und wann sie einen andern hörten, so hieß es immer: Nach dem Lesbischen Sänger.

rechten geschützt werden, weil man die Verdienste des Herkules um Griechenland nicht nach Würdigkeit erkannt, noch dieselben belohnet habe. Du erinnerst uns da, sagte er, an einen schönen Streit, der der Philosophie überaus wohl anstehet. So stehe also, versetzte ich, von jenen heftigen Anklagen ab, mein Freund, und werde nicht böse, wann Kinder schlimmer und lasterhafter Aeltern gestraft werden; oder freue dich dann auch nicht, erhebe es nicht so sehr, wann du siehest, daß ein gutes Herkommen Ehre bringet. Denn wenn wir die Belohnungen der Tugend auf die Nachkommen fortgepflanzet zusehen wünschen, sollen wir dann nicht vernünftiger Weise erwarten, daß sich die Bestrafung des Lasters gleich weit erstrecke, damit so in beyden Fällen die gleiche Wiedervergeltung statt habe. Siehet man es mit Vergnügen, wie die Nachkommen des Cimons zu Athen geehrt werden, und hingegen mit Verdruß und Unwillen, wann die Nachkommen des Lachares und des

Aristons in der Verbannung herumirren müssen, so verräth man eine weichliche und niedrige Gemüthsart; oder vielmehr können es solchen Leuten die Götter niemals recht machen, daß sie nicht etwas mit ihnen zu zanken haben; sie klagen die Götter an, wenn es den Kindern ungerechter und gottloser Aeltern wohl gehet und klagen sie nicht minder an, wann das Geschlecht der Lasterhaften zerstreut und ausgerottet wird. Es mag den Kindern eines rechtschaffenen Vaters in der Welt übel gehen, oder den Kindern eines Bösewichts, so finden sie in beyden Fällen Ursache, die Götter zu tadeln.

Was ich hier sage, soll nur als eine Schutzwehr gegen jene bittern und tadelsüchtigen Menschen dienen. Lasset uns nun bey einer Untersuchung, die die Wege Gottes betrift, die so sehr im Dunkeln ligt und so viel Krümmen und Abwege hat, den Leitfaden wieder ergreifen, und von demselben mit aller Behutsamkeit geleitet, allmählig demjenigen, was

in

in dieser Sache das Wahrscheinlichste seyn mögte, nachspüren. Können wir doch von vielem in unsrer eignen Art zu verfahren den wahren Grund nicht mit Zuverläßigkeit angeben. Warum heissen wir zum Beyspiel Kinder, deren Aeltern an der Schwindsucht oder an der Wassersucht gestorben sind, bis ihre Leichname verbrannt sind, mit den Füssen im Wasser sitzen? Und warum glauben wir dadurch zu verhindern, daß die Krankheit nicht zu ihnen hinübergehe, noch sie berühre? Was ist wohl die Ursache, daß die ganze Heerde stille stehet, wann eine Ziege Mannstreu in das Maul nimmt, bis daß der Ziegenhirte ihr dies Kraut wieder wegnimmt? So giebt es noch viele andre geheime Eigenschaften, die sich durch Berührung und Mittheilung von einem zum andern bis in die fernsten Gegenden mit einer unglaublichen Geschwindigkeit fortpflanzen. Und doch verwundern wir uns mehr über die Entfernung der Zeit als über die Entfernung des Orts; ungeachtet es weit

wunderbarer ist, wann eine Seuche in Aethiopien den Anfang nimmt, daß ganz Athen davon angesteckt wird, daß Perikles davon stirbt, und Thukydides daran erkranket, als wenn zu Delphen und zu Sybaris Kinder die Strafe ihrer gottlosen Aeltern leiden müssen. Diese Dinge haben ihre gewissen Wendungen und geheimen Verbindungen, nach denen sie vom Ende zu dem Anfang wieder kehren; und ihre uns wiewol unbekannten Ursachen unterlassen niemals unvermerkt ihre Wirkungen hervorzubringen.

Die Gerechtigkeit der von den Göttern über ganze Städte verhängten Strafgerichte läßt sich leicht zeigen. Eine Stadt ist ein einziges, stätiges Ganzes: Eben so wenig als ein Thier verliert sie mit den Abwechselungen des Alters ihre Natur niemals; der Verfluß der Zeit verändert sie nicht in eine andre; sie ist immer sich selbst gleich, sie behält immer die gleichen Eigenschaften; alles, was sie gemeinschaftlich thut oder gethan hat, kann ihr zum Lob oder

zum

Tadel zugerechnet werden, so lange die gemeinschaftliche Verbindung bestehet, die sie zu einem Ganzen macht. Wollte man eine Stadt nach den verschiedenen Zeitpunkten ihrer Dauer in mehrere Städte oder gar in unzählige Städte zertheilen, so wäre dies eben so viel als wenn man aus einem Menschen mehrere machen wollte, und zwar aus dem Grunde, weil er nun ein alter Mann sey, vordem aber ein Jüngling und ehedem ein Knabe gewesen. Diese Art zu denken käme völlig mit des Epicharmus Schlußart überein, welche zu jener Schlußart der Sophisten, welche die wachsende heißt, Gelegenheit gegeben hat. Nach derselben ist derjenige, der ehemals Geld entlehnet hatte, dasselbe itzt nicht mehr schuldig, weil er in dieser Zeit ein ganz andrer Mensch geworden ist; und der gestern zum Gastmahle geladen worden, kömmt heute ungeladen, weil er nicht mehr der gleiche ist. Und doch muß man gestehen, daß Zeit und Alter bey jedem von uns grössere Verände-

rungen verursachen, als bey einer ganzen Stadt. Wer Athen vor dreyßig Jahren gekannt hat, und itzt die Sitten, die Bewegungen, die Lustbarkeiten, die Geschäfte, das Vergnügen und Mißvergnügen dieses Volks siehet, der wird alles dem Alten ähnlich finden. Hingegen wird man einen Freund oder einen Bekannten, den man erst nach einiger Zeit wieder siehet, kaumerlich für den gleichen ansehen. Die Verschiedenheit in unsern Sitten, in denen verschiedene Gründe und Vorstellungen, und Arbeiten, Zufälle und Gesetze leicht so vieles abändern, kann so groß und befremdend seyn, daß auch Leute, die immer um uns sind, darüber erstaunen. Und doch ist der Mensch von seiner Geburt an bis zu seinem Tode nach jedermanns Begriffen eben derselbe Mensch. Da nun eine Stadt immer dieselbe bleibt, so muß sie die Schande der Vorfahren eben sowol tragen, als sie sich den Ruhm und die Macht derselben zueignet: Wollten wir anders denken, so würden wir

alles

alles in jenen Fluß des Heraklitus werfen, von welchem er behauptete, man könne nicht zweymal in denselben Fluß steigen, weil die Natur alles in Bewegung setze und abändere. Ist nun eine Stadt ein einziges, stätiges Ganzes, so muß es ein Geschlecht, das von einem Haupte abstammet, von welchem demselben durch eine natürliche Ableitung gewisse Eigenschaften mitgetheilt werden, eben sowol seyn. Das erzeugte bestehet nicht von seinem Urheber so ganz abgesondert wie ein Kunstwerk; es kömmt nicht bloß von ihm her; es kömmt aus ihm her; es enthält immer etwas von seinem Urheber in sich, das in dieser Absicht mit Recht Ruhm oder Strafe verdient. Wurde man es nicht für Scherz aufnehmen, so wurde ich so gar behaupten, es sey der Bildsäule des Kassanders, der von den Athenern eingeschmolzen worden, und dem Leichnam des Dionysius, der nach seinem Tode von den Syrakusanern ausser ihre Gränzen weggeschaft worden, grösseres Unrecht wiederfahren, als

ihren Nachkommen, da sie die väterliche Schuld tragen mußten: Die Bildsäule des Kassanders stand in keiner natürlichen Verbindung mit ihm, und die Seele des Dionysius hatte seinen Leichnam schon lange verlassen. Dem Nysäus, dem Apollokrates, dem Antipater und dem Philippus und andern Söhnen schlimmer Väter ist ein grosser Theil ihres Charakters anerboren, der gar nicht ruhig und müssig bleibt, sondern sich in ihrer Lebensart, in ihrem Unterhalt, in ihren Geschäften und Gesinnungen vielfältig zeigt; dies muß uns auch nicht befremdend und unglaublich vorkommen; da sie ihnen zugehören, so müssen sie natürlicher Weise vieles von ihnen an sich haben.

Ueberhaupt, sagte ich, ist es hier wie in der Heilungskunst, was nützlich ist, das ist auch billig. Man würde sich lächerlich machen, wenn man behaupten wollte, es wäre unbillig, das Lendenwehe durch Anbrennen an dem Daumenfinger, und die eiternde Leber durch Einschnitte (Schröpfen) in den Unterleib zu heilen,

heilen, oder den Ochsen die Spitzen der Hörner zu salben, wann die Klauen an ihren Füssen weich sind. Eben so verhält es sich hier. Suchet man bey dem Strafen etwas anders als die Menschen von ihrer Lasterhaftigkeit zu heilen? Aergert man sich also daran, wenn man durch die Cur, die man mit den einen vornimmt, auch die andern zu heilen sucht, wie man etwa eine Ader eröfnet, um die Augenbeschwerden zu erleichtern, so verräth man dadurch, daß man nicht weiter als auf das, was in die Sinne fällt, zu sehen gewohnt sey; man hat vergessen, wie der Schulmeister durch Abstraffung eines einzigen Schülers die übrigen an ihre Pflichten erinnert, und ein Feldherr, wann er je den zehnten Mann am Leben straft, die übrigen alle zurechte bringt. Und so können nicht nur einem Theile vermittelst eines andern Theils, sondern auch einer Seele vermittelst einer andern Seele gewisse Neigungen, Verschlimmerungen und Verbesserungen beygebracht werden; und dies gehet bey den

Seelen

Seelen noch eher an als von Körper zu Körper: Denn da muß nothwendig der gleiche Eindruck, die gleiche Veränderung, geschehen, da hingegen die Seele von Natur so gebildet ist, daß sie sich durch Einbildungen leiten läßt, und durch Hoffnung und Furcht schlimmer oder besser werden kann.

Es däucht mir, so unterbrach mich Olympiakus, es däucht mir, du setzest bey dieser Untersuchung eine wichtige Lehre, die Lehre von der Fortdauer der menschlichen Seelen zum voraus. Freylich, versetzte ich, weil ihr mir dieses einräumet, oder vielmehr, weil ihr mir es schon wirklich eingeräumt habet; denn bey unsrer ganzen Untersuchung haben wir von Anfang an auf den Grundsatz fortgebauet, daß Gott einem jeden nach seinem Verdienen wiedervergelte. Du glaubest also, erwiederte Olympiakus, weil Gott über die menschlichen Angelegenheiten die Aufsicht hat und alles nach der grösten Gerechtigkeit ordnet, so folge daraus, die Seelen seyn entweder

völlig

völlig unsterblich, oder sie dauern doch eine lange Zeit nach dem Tode fort. Nein freylich, mein lieber Mann, gab ich ihm zur Antwort. Gott denkt etwa so niedrig, er giebt sich so gern mit Kleinigkeiten ab, daß er sich so gar um uns in gröstem Grade bekümmert, um uns, die doch nichts göttliches, nichts das ihm im geringsten ähnlich wäre, nichts bleibendes und dauerhaftes an uns haben, die gleich den Blättern, nach dem Ausdruck Homers, (*) in kurzer Zeit verwelcken und hinfallen; unsre übernächtigen Seelen, die in diesem zärtlichen Fleische, ohne starke Wurzel zu schlagen, einige Zeit grunen, bey dem geringsten Zufall schnell dahin sind, diese wartet und pflegt Gott, wie die Frauenspersonen ihren kleinen Garten, den sie in irdenen Gefässen haben, zu warten pflegen. Ich will von den andern Göttern nichts sagen, glaubst du wol von Apollo, der hier verehrt wird, er wisse zwar, daß die Seelen der Sterbenden gerade nach dem Tod zu Grunde

(*) Ilias Z. v. 146.

Grunde gehen und gleich einem Dampf oder einem Nebel aus dem Körper ausfahren und verschwinden, nichts destoweniger fodre er so viel Söhnopfer für die Todten, so viel rühmliche Denkzeichen und Ehrenbezeugungen, und dies alles nur um die leichtaläubigen Menschen zu berücken und hinter das Licht zu führen? Einmal ich gebe die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nicht auf; es gehe denn einer gleich dem Herkules hin, raube den Dreyfuß der Pythia und zerstöre das Orakel aus dem Grunde; denn das Orakel hat schon oftmals, auch in unsern Tagen, solche Aus prüche hören lassen, wie es ehemals dem Korax von Naxos ertheilet, es sagte:

Seelen für sterblich zu halten ist Frevel.

Was ist dies für ein Orakelspruch? Wer ist dieser Korax? fragte Patrokles. Die Sache und der Name ist mir ganz fremde und unbekannt: Keineswegs, versetzte ich, es kömmt nur daher, daß ich ihn bey seinem Beynamen anstatt bey seinem eigentlichen Namen

genen-

genennet habe: Denn der den Archilochus in dem Treffen umgebracht hat, hieß eigentlich Kalondas, Korax war nur sein Beyname. Er ward das erste Mahl von der Pythischen Priesterin abgewiesen, weil er einen den Musen geweiheten Mann umgebracht hätte; als er nun demüthig abgebeten, Vorstellung darüber gemacht und sich entschuldiget hatte, erhielt er den Befehl, zur Wohnung des Tettix hinzugehen und die Seele des Archilochus zu versöhnen. Diese Wohnung des Tettix war nichts anders als die Stadt Tänarus; wohin nach der Sage der Cretenser Tettix mit einer Flotte gekommen, eine Stadt erbauet, und wo er nahe bey dem Orte gewohnet hatte, wo man die Seelen der Verstorbenen zu besänftigen pfleget. Den gleichen Befehl ertheilte das Orakel den Spartanern: Es hieß sie die Seele des Pausanias zu versöhnen trachten; zu dem Ende hin beschickten sie Todtenbeschwörer aus Italien, welche daselbst Opfer brachten, zugleich

gleich aber das Bild des Gottes aus dem Tempel wegnahmen.

So beruhet also, sagte ich, die Lehre von der Vorsehung Gottes und die Lehre von der Fortdauer der menschlichen Seele auf einem Grunde. Man kann die eine nicht umstürzen, daß die andre nicht auch hinfalle. Wenn die Seele aber fortdauert, so läßt sich ganz natürlich erwarten, daß sie nach dem Tode belohnet oder bestraft werde. Dies Leben ist ein Kampfplatz für sie, wenn sie aber ausgekämpft hat, erlangt sie erst ihre Belohnung. Allein die Belohnungen und Strafen, die der Seele in ihrem abgesonderten Zustande wiederfahren, haben auf die Ueberlebenden keinen Einfluß, sie kommen ihnen unglaublich vor, oder sind ihnen doch völlig unbekannt; Hingegen fallen die Strafen, die sich auf die Kinder und auf das Geschlecht der Lasterhaften fortpflanzen, den itzt Lebenden in die Augen und können also manchen von dem Laster abschrecken.

Es ist auch unter allen keine beschämendere und empfindlichere Strafe, als um seiner Vergehungen willen seine Nachkommen leiden zu sehen. Siehet die Seele des Empörers wider Gott und wider die Gesetze, wie nach seinem Tode nicht nur seine Bildsäulen umgestürzt, nicht nur seine vormaligen Ehren aufgehoben werden, sondern auch wie seine Kinder, seine Verwandten und Freunde um seiner Ungerechtigkeit willen Strafe leiden und im grösten Elende schmachten müssen, so muß ihm das so sehr zu Herzen gehen, daß wann auch Jupiter seine höchste Macht mit ihm theilen wollte, er sich keine ungerechte oder ausgelassene Handlung mehr erlauben wurde. Ich habe neulich eine Erzählung hiervon gehört, die ich euch mittheilen könnte, allein weil ich fürchte, sie mögte euch gar zu fabelhaft vorkommen, so will ich lieber etwas wahrscheinliches vorbringen. Nein, sagte Olympikus, laß uns jene Erzählung hören! Die übrigen baten mich gleicher Weise. Lasset mich znerst,

sagte ich, diese Untersuchung zu Ende bringen, hernach will lich euch, wenn es euch beliebt, das Mährgen auch erzählen, wenn es anders ein Mährgen ist.

Bion glaubte, Gott handle daran noch weit lächerlicher, wann er die Kinder der Lasterhaften bestrafe, als ein Arzt handeln wurde, der dem Sohn oder dem Enkel wegen der Krankheit des Grosvaters Arzneymittel geben wollte. In diesem Gleichniß mag einiges wohl passen, anders aber passet gar nicht. Freylich wird keiner dadurch von seiner Krankheit geheilet, weil der andre Arzneymittel gegen eben dieselbe Krankheit braucht; keiner der Augenschmerzen oder Fieber hatte, befand sich deswegen besser, weil er sahe, wie der andre Salben gebrauchte oder Pflaster überlegte. Die Bestrafungen der Bösewichter hingegen geschehen deswegen vor jedermanns Augen, weil mit Weisheit ausgeübte Gerechtigkeit allemal die Wirkung hat, daß durch die Abstrafung der einen die andern zurückgehalten werden.

Was

Was sich aber in diesem Gleichniß des Bions auf unsre gegenwärtige Untersuchung schickt, das scheinet er nicht wahrgenommen zu haben. Es geschiehet oftmahls, daß ein Mann von einer schweren aber nicht völlig unheilbaren Krankheit überfallen wird, weil er aber aus Unenthaltsamkeit und Weichlichkeit dem Uebel nicht wehrt, dahin stirbt; Sein Sohn mag zwar nicht an dem gleichen Uebel krank liegen, doch einige Anlagen dazu zu haben scheinen, wann dies ein Arzt, oder ein Verwandter, oder ein Fechtmeister, oder ein gütiger Herr wahrnimmt, so unterwirft er ihn einer strengen Lebensordnung, untersagt ihm alle schädlichen Speisen, alles Backwerk, alles Uebermaß im Weine und in dem Umgang mit dem andern Geschlecht, giebt ihm oft Arzneymittel, und härtet seinen Leib durch Uebungen ab, und vertreibt so das Uebel gänzlich, indem er die schwachen Anfänge einer schweren Krankheit nicht zu Kräften kommen läßt. Oder verfahren wir nicht selber so? Geben wir nicht

allen denen, die von kränklichen Vätern und Müttern geboren sind, den Rath, alle mögliche Vorsicht und Sorgfalt anzuwenden, in Absicht auf sich selber wohl nichts zu versäumen; und die Anfänge des anererbten Uebels, das sich leicht heben läßt, wenn man demselben beyzeiten vorkömmt, sogleich zu vertreiben? Sie versicherten, die Sache verhalte sich also. Weit entfernt, sagte ich, daß es ungereimt oder lächerlich seyn sollte, thun wir folglich nichts als was sehr nöthig und heilsam ist, wenn wir den Kindern mit der fallenden Sucht, mit der Melancholie und mit der Gicht behafteter Aeltern, Leibesübungen, eine genaue Lebensordnung und Arzneymittel vorschreiben, nicht weil sie wirklich krank sind, sondern damit sie nicht krank werden. Eben so verdient ein Leib, der von einem siechen Leib den Ursprung hat, zwar keine Strafe, doch erfodert er die gehörige Cur und Abwartung; dadurch werden dem Leib freylich die Wohllüste entzogen, demselben Schmerz und Plage verursacht, und

will nun dies eine feige und verzärtelte Denkensart eine Strafe nennen, so werde ich darüber keinen Streit anfangen.

Finden wir es der Mühe werth, einen Leib, der von einem siechen Leib entsprungen ist, durch Arzneymittel und durch eine sorgfältige Abwartung zu pflegen, soll man denn die in einem jungen Gemüthe hervorkeimende und emporwachsende anererbte Aehnlichkeit des Lasters völlig aus der Acht lassen, soll man zögern und warten, bis sie sich in schlimmen Gemüthsbewegungen äussert und nach dem Ausdruck Pindars, die Frucht eines bösen Herzens an den Tag legt? Sollte Gott nicht weiser seyn als Hesiodus, der mit so vielem Ernst einschärft; (*)

Zeuge nicht Kinder nach einem traurigen Leichenbegängniß,

Thue es, wann du vom frohen Gastmahl der Götter zurückkömmst,

und also bey diesem Geschäfte fodert, daß man

(*) Tagwerk. v. 735.

es mit einem freudigen und heitern Gemüthe vornehme, weil nicht nur Tugend und Laster, sondern auch Freude und Traurigkeit und anders mehr dabey einen Einfluß habe? Da reicht aber die Vorschrift des Hesiodus nicht hin, das ist nicht ein Werk menschlicher Weisheit, das kömmt nur Gott zu, nämlich die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der menschlichen Gemüther vorher zusehen, ehe die schlimmen Neigungen sich durch die Ausbrüche grosser Verbrechen offenbaren. Die jungen Bären, die jungen Wölfe und die jungen Affen verrathen sogleich ihre angeborne Art; es ist da nichts, das sie verberge oder verstelle. Das menschliche Gemüth hergegen nimmt mancherley Sitten, Meynungen und Gesetze an, verbirgt das Böse und äft hingegen das Gute nach, so daß es den angeerbten Fleck des Lasters zuletzt gänzlich auslöscht und denselben vermeidet, oder er uns doch unter der Decke der Verschlagenheit lange Zeit verborgen bleibt. Denn wir merken gewöhnlich

lich die Bosheit kümmerlich erst dann, wann wir die Schläge oder die Bisse der Mishandlungen fühlen; ja wir halten die Menschen erst alsdann für ungerecht, wann sie Ungerechtigkeiten ausüben, erst dann für ausgelassen, wenn sie in Ausschweifungen gerathen, erst dann für feige, wann sie davon laufen: Dies ist aber so thörigt gedacht, als wenn man glaubte, der Skorpion bekomme erst seinen Stachel, wann er sticht, und die Schlange ihr Gift, wann sie beißt. Der Lasterhafte wird nicht erst lasterhaft, wenn man ihn dafür kennen lernt; er hat das Laster schon von Anfang in seinem Busen, allein er macht erst dann davon Gebrauch, wann er das Vermögen und die Gelegenheit dazu hat, der Diebe zum Stehlen, der Wüttrich zur Ueberwältigung der Gesetze. Gott hingegen ist der Character und die Gemüthsart der Menschen nicht unbekannt, zumal er vermöge seiner Natur die Seele noch besser als den Leib kennet; er muß nicht warten, bis die Gewalthätigkeit durch

angelegte Hand, die Unverschämtheit durch die Stimme, und die Unzucht durch leichtfertige Handlungen sich äussert, um sie zu strafen. Er straft den Ungerechten nicht wegen ihm zugefügter Unbill, er zörnt auf den Räuber nicht wegen erlittener Gewalt, er haßt den Ehebrecher nicht wegen empfangener Beleidigung, die Strafe ist oftmals ein Arzneymittel, womit er denjenigen, der zum Geitz, zur Unzucht, zur Ungerechtigkeit geneigt ist, heilen will; wie bey der fallenden Sucht, schaft er das Laster weg, ehe es den Menschen überfällt.

Wir ärgerten uns so eben daran, daß die Lasterhaften so späthe und so langsam zur Strafe gezogen werden; itzt aber tadeln wir Gott, daß er der Neigung und Fertigkeit einiger Menschen Einhalt thut, ehe sie wirklich etwas böses begehen und bedenken nicht, daß das Zukünftige oftmals weit schlimmer und fürchterlicher ist als das Vergangene, und das Verborgene als das, was jedermann offenbar

ist;

ist; eben so wenig können wir die eigentlichen Ursachen durch Schlüsse herausbringen, warum es besser ist, die einen nach verübter Bosheit hingehen zu lassen, und hingegen den schlimmen Entschlüssen der andern durch Strafen vorzukommen: Eben so wie es uns meistens unbekannt ist, warum einige Arzneymittel denen, die wirklich krank sind, nicht dienlich sind, hingegen andern, die nicht krank sind und doch in gefährlichern Umständen als wirklich Kranke sich befinden, oft nützliche Dienste leisten. Dies ist auch der Grund, warum die Götter die Kinder nicht alle Vergehungen ihrer Aeltern entgelten lassen. Dem rechtschaffenen Sohn eines schlimmen Vaters wird eben so wie dem gesunden Kinde kränklicher Aeltern die Strafe nachgelassen. Es ist gleichsam aus dem Geschlecht des Lasters in die Familie der Tugend verpflanzet. Der Jüngling aber, an dem sich eine Gleichförmigkeit mit den schlimmen Sitten seiner Vorältern äussert, der muß auch die dadurch anererbte Schuld, die Strafe

ihrer Lasterhaftigkeit tragen. Antigonus hatte wegen des Demetrius, Phyleus wegen des Augeas, Nestor wegen des Neleus keine Strafe zu erdulden; hatten sie gleich schlimme Väter, so waren sie doch rechtschaffene Männer. Deren Gemüthsbeschaffenheit aber dem Charakter ihrer Vorfahren getreu bleibt, da verfolgt die Gerechtigkeit an ihren Personen die Gleichförmigkeit des Lasters und straft dieselbe. Die Warzen, die Flecken und Sommersprossen, so die Väter an sich haben, verschwinden manchmal an den Söhnen und kommen erst an den Enkeln wieder zum Vorschein. So hatte auch eine Griechin ein schwarzes Kind geboren, und ward deswegen des Ehebruchs angeklagt, allein es fand sich, daß sie in dem vierten Grade von einem Aethiopier abstammete. Einer von den Söhnen des Pytons, der jüngst gestorben ist, und der, wie man glaubt, von den (*) Sparten abstammete, trug das Merkmahl einer

(*) Die Sparten sind die Gefährten des Cadmus die aus den gesäeten Drachenzähnen entsprungen.

einer Lanze an seinem Leib, und so kam das Kennzeichen dieses Stammes nach einer so langen Zeit gleichsam aus der Tiefe wieder hervor. Eben so bleiben die besondern Sitten und Neigungen einer Familie oftmals in dem ersten Geschlecht verborgen; zuletzt aber nach einigen Geschlechtern läßt die Natur die eigenthümlichen Anlagen derselben zum Laster oder zur Tugend wieder hervorkommen.

Ich beschloß hier meine Rede und schwieg. Wir können dich, sagte Olympiakus lächelnd, über das gesagte nicht loben; wann uns dasselbe über diese Sache völlige Genüge leistete, so mögtest du glauben, wir wollen dir die Erzählung schenken; laß uns dieselbe hören und dann sollst du unser Urtheil vernehmen.

Ich erzählte ihnen also folgendes: Thespesius von Soli gebürtig, ein vertrauter Freund des Protogenes, der sich hier bey uns aufhielt, führte die ersten Jahre ein höchst lüderliches Leben; als er nun in kurzer Zeit sein ganzes Vermögen durchgebracht, brauchte er von

Noth

Noth gedrungen, eine Zeitlang allerley schlimme Wege, um sich wieder Reichthümer zu erwerben, deren Verlust ihn itzt sehr schmerzte. Er machte es, wie viele unkeusche Männer; so lange sie ihre Frauen haben, erzeigen sie denselben nicht die geringste Liebe und Zuneigung, so bald sie von ihnen weg und mit andern Männern verheyrathet sind, so suchen sie dieselben zu ihren unkeuschen und ungerechten Absichten zu verführen. Kein Mittel war so schändlich, das Thespesius nicht brauchte, wann es ihm nur Vergnügen oder Vortheil verschaffen konnte, wodurch er sich in kurzer Zeit zwar nicht grosse Schätze erwarb, wol aber sich in den Ruf eines höchst lasterhaften Menschen brachte. Was ihn aber noch mehr berüchtiget machte, war die Antwort, die er von dem Orakel des Amphilochus erhielt. Er soll dahin geschickt haben, um den Gott zu befragen, ob er in Zukunft ein glücklicheres Leben führen wurde; das Orakel soll ihm darauf geantwortet haben; es werde besser mit ihm werden,

wann er werde gestorben seyn. Kurze Zeit darnach begegnete ihm dieses einigermassen wirklich. Er stürzte von einer Höhe auf den Kopf herab; er bekam keine Wunde, doch starb er von dem Stoß dahin. Am dritten Tage, als man Anstalten zu seinem Begräbniß machte, kam er wieder zu sich selbst. Er erhielt in wenigen Tagen seine Kräfte und den Gebrauch seiner Vernunft wieder, zugleich zeigte sich in seinem ganzen Betragen eine so grosse Veränderung, daß sie jedermann in Erstaunen setzte. Alle Cilicier geben ihm das Zeugniß, er sey der redlichste Mann in den Verträgen, der eifrigste Verehrer der Götter, der fürchterlichste Feind und der zuverläßigste Freund zu seiner Zeit gewesen. Seine Freunde verlangten deswegen von ihm die Ursache einer so grossen Veränderung in seinem Charackter zu vernehmen; sie konnten nicht glauben, daß dies nur so von ungefehr geschehen sey; wie sich die Sache auch wirklich verhielt; denn dies erzählte Thespesius selbst dem Protogenes und

andern rechtschaffenen Männern von seinen Freunden.

Im Anfang, da sein vernünftiger Theil den Körper verließ, empfand er bey dieser Veränderung, was der Steuermann fühlt, der von dem Schiff in das tiefe Meer herabstürzt. Hernach fühlte er sich allmählig erhoben, fieng wieder völlig an, Athem zu schöpfen, seine Seele, die sich öfnete und nun ganz Aug war, fieng an herumzuschauen. Es waren aber keine von den vorigen Gegenständen was erblickte, er sahe nur grosse Gestirne, die in unermeßlicher Entfernung von einander abstanden, und einen Glanz von einer bewundernswürdigen Farbe und Stärke von sich warfen, von welchem Lichte die Seele ganz sanft getragen, wie ein Schiff auf der windstillen See, mit der grösten Leichtigkeit und sehr geschwinde sich nach allen Gegenden wandte. Von vielen andern Dingen, sagte er, die ich gesehen, will ich nur dieses erzählen; Die Seelen der Gestorbenen erheben sich von der Erde vermittelst

gewis-

gewisser feurigen Blasen, vor denen die Luft sich zertheilt; wann diese Blasen dann nach und nach zerplatzen, so gehen die Seelen in menschlicher Bildnng hervor; allein sie sind sehr klein und in ihren Bewegungen sehr verschieden. Die einen hüpfen mit einer unglaublichen Leichtigkeit und streben in gerader Linie aufwärts. Die andern drehen sich gleich einer Spindel im Kraise herum, bald fahren sie aufwärts bald niederwärts, ihre Bewegung ist sehr zusammengesetzt und verworren und hört erst nach langer Zeit kümmerlich auf. Die meisten von denselben kannte er nicht, als er aber zwo oder drey ihm bekannte Seelen erblickte, wollte er sich ihnen nähern und mit ihnen reden, allein sie hörten ihn nicht; sie waren nicht bey Sinnen; ganz ausser sich selbst und erschrocken suchten sie sich den Blicken und der Berührung zu entziehen. Anfänglich irrte jede allein herum, hernach begegneten sie andern ihnen ähnlichen Seelen, vereinigten sich mit denselben, und fuhren mit denselben in

Bewe-

Bewegungen von allen Arten ohne einige Absicht umher und lieſſen unverſtändliche Töne von ſich hören, ein Geheul, das mit Wehklagen und Schrecken erfüllet war. In dem oberſten Theil der umgebenden Luft ſahe man andre fröliche Seelen; voll Freundſchaft vereinigten ſie ſich oft in Geſellſchaft, und kehrten ſich von jenen ſtürmiſchen Seelen ab: So viel man bemerken konnte, zeigten ſie ihr Mißvergnügen dadurch an, daß ſie ſich in ſich ſelber zurück zogen, ihre Freude und ihren Beyfall hingegen dadurch, daß ſie ſich ausdehnten und erweiterten.

Unter denſelben, ſagte Theſpeſius, ſahe ich die Seele eines meiner Anverwandten; da er aber zu der Zeit geſtorben, da ich noch ein Knabe war, ſo kannte ich ihn nicht recht. Dieſe Seele kam näher zu mir und ſagte: Sey mir gegrüſſt Theſpeſius! Ich verwunderte mich darüber und ſagte, ich bin nicht Theſpeſius, ich bin Aridäus. Freylich vor dem wohl, erwiederte die Seele, von nun an aber biſt du

Theſpe-

Thespesius. Du bist noch nicht gestorben, ein besonderes Verhängniß der Götter brachte den vernünftigen Theil von dir hieher, indem die übrigen Kräfte deiner Seele gleich einem Anker in dem Körper zurückblieben. Siehest du nicht, die Seelen der Verstorbenen werfen keinen Schatten, sie blinzeln nicht; laß dir dies für itzt und für die Zukunft ein Merkmal seyn. Thespesius vernahm dies kaum, so kehrete er ganz in sich selbst zurück, fieng an darüber nachzudenken, blickte dann um sich her und sahe, wie ein dunkler, schattigter Strich ihn aller Orten begleitete, sahe wie jene Seelen rund umher mit Glanz umgeben und innwendig durchsichtig waren: Doch nicht alle in gleichem Grade. Gleich dem hellesten Glanz des vollen Monds verbreitete sich über die einen eine einzige Farbe, ganz gleichförmig und glatt, andre hatten Schalen und Narben hin und wieder, andre waren abscheulich anzusehen und gefleckt gleich Nattern, noch andre waren von Ritzen und Wunden entstellt.

Der Verwandte des Thespesius; denn warum sollte man den Seelen die Namen nicht geben dörfen, die sie als Menschen hatten? Erklärte ihm dieses alles und sagte zu ihm: Die Adrastea, die Tochter Jupiters und der Nothwendigkeit ist zur obersten Rächerin aller Arten von Verbrechen gesetzet; kein Verbrecher war jemals so groß und keiner so klein, daß er ihr durch List oder durch Gewalt hätte entgehen können. Adrastea hat drey Dienerinnen und Kerkermeisterinnen; deren jede ein besonderes Strafamt hat. Die schnelle Strafe (Pöne) ergreift einige sogleich und straft sie, weil sie noch im Körper sind und durch den Körper, allein auf eine gelinde Art, wobey noch manches übrig bleibt, das einer Reinigung bedürfte. Derer Lasterhaftigkeit schwerer zu heilen ist, die übergiebt der Genius nach ihrem Tode der Dicke (der Gerechtigkeit); Die völlig unverbesserlichen, die die Dicke von sich stößt, sind für die dritte Dienerin der Adrastea, die grausamste unter allen,

für

für die Erinnys bestimmt; vergebens laufen sie hin und her und fliehen vor ihr, sie verfolgt dieselben, und wann sie dieselben erreicht, so rückt sie dieselben ohne Gnade und Barmherzigkeit mit einmal aus dem Gesicht weg und stürzt sie in einen Abgrund, den man weder sehen noch beschreiben kann. Unter diesen drey Gattungen der Strafen hat die erste welche in diesem Leben geschiehet, sagte er, viel ähnliches mit dem was bey den Barbaren üblich ist. In Persien nimmt man die Kleider und die Tiaren der Strafbaren, zerrauft und geißelt dieselben, diese aber bitten mit Thränen, daß man damit aufhören mögte. Eben so ist es mit den Strafen an den Gütern oder an dem Leibe beschaffen, sie dringen nicht tief ein, sie sind meistens nicht hinlänglich, das Laster zu hinterhalten, es ist dabey meistens nur auf die Meynung der Menschen abgesehen, und daß sie andern zum Beyspiel dienen. Alle die, welche ungestraft und ungereiniget hieherkommen, die ergreift (die Dicke) die

Gerechtigkeit nackend und bloß wie sie sind, da sie hier nichts haben, wo sie ihre Lasterhaftigkeit verstecken oder womit sie dieselbe verbergen oder verhehlen könnten, sondern sich ganz von allen Seiten jedermann zeigen müssen: Dicke zeiget sie zuerst den Aeltern und Vorfahren; waren diese rechtschaffene Leute, so sehen sie an dem Sünder einen Menschen, der ihrer unwürdig und ein Gegenstand ihres Abscheues ist. Sind sie lasterhaft, so sieht er ihre Strafen und sie ihn hinwieder, wie er lange Zeit Schmerzen und Qualen ausstehen muß, bis seine Laster und Verbrechen völlig getilget sind; Schmerzen und Qualen die an Grösse und Heftigkeit die körperlichen Schmerzen so weit übertreffen, als die Wirklichkeit einen Traum an Stärke übertrift.

Von jedem Laster, bleiben Mähler und Narben zurück, bey den einen mehr, bey den andern weniger. Denn gieb nur auf die Verschiedenheit der Farben aller Arten Achtung, sagte er, die man an diesen Seelen wahrnimmt.

nimmt. Jene schwarze, garstige, Farbe ist der Anstrich karger und Habsüchtiger Seelen; jene blutige, feurige Farbe bezeichnet die Grausamkeit und Bosheit; Seelen, in denen Unmäßigkeit in der Wohllust herrscht, sind blau gefärbt; Bösartigkeit nebst dem Neide hat eine violbraune Farbe gleich derjenigen, die der Blackfisch von sich läßt. Denn wie dort das Laster durch die Leidenschaften die Seele erregt und die Seele den Körper und dadurch gewisse Farben hervorbringt, so hat hier die Seele das Ziel ihrer Reinigung und ihrer Strafe erreicht, wann diese Farben völlig vertrieben sind und die Seele glänzend und gleichfärbig wird. So lange aber diese Farben noch haften, so lange kehren die Leidenschaften mit Unruhe und Herzklopfen zurück, welches bey den einen schwächer ist und bald nachläßt, bey den andern aber immer stärker und heftiger wird. Unter diesen Seelen giebt es einige, die erst nach wiederholten Züchtigungen die gehörige Gemüthsbeschaffenheit erlan-

gen. Andre stürzt ihre tiefe Unwissenheit und ihre heftige Wohllustliebe sogleich in die Körper der Thiere. Bey andern neigt sich ihre thätige Kraft ganz zur Fortpflanzung; ihre Vernunft ist zu schwach und ihr Geist zu träge sich mit geistigen Gegenständen zu beschäftigen; sie sehen sich des Werkzeugs ihrer Unenthaltsamkeit beraubet und wünschen daher vermittelst des Körpers zum Genuß zu gelangen und ihre Begierden zu sättigen. Denn hier finden sie nichts als einen unvollkommnen Schatten der Wohllust, einen Traum von Wohllust, der sich niemals erfüllt.

Als er dieses gesagt, führte er den Thespesius mit grosser Geschwindigkeit, wie es schien, durch eine unermeßliche Weite, doch ganz leicht und sicher, er ward auf Lichtstrahlen wie auf Flügeln fortgetragen, bis er an eine grosse, in die Tiefe gehende Kluft kam, wo er sich von der ihn hebenden Kraft verlassen fühlte; er sahe auch, daß es den übrigen Seelen eben so ergieng. Sie schmiegten sich

wie

wie Vögel zusammen, liessen sich herab, giengen um die Kluft her, doch durfte keine es wagen, gerade darüber hin zu setzen. Diese Kluft glich innwendig der Höhle des Bacchus; sie war mit Blättern, mit Zweigen und vielfarbigten Blumen geschmückt; aus derselben stieg ein sanfter Duft, der die Luft umher mit einem überaus lieblichen Geruch erfüllte, und wie der Wein den Trinker die Seele berauschte. Von diesem Geruch ergötzt wurden die Seelen munter und frölich; sie liebkoseten einander. Rund um die Kluft her war nichts als Freudentänze und Gelächter, jede Muse des Scherzes und des Vergnügens herrschte daselbst. — Er sagte ihm, durch diese Kluft sey Bacchus zu den Göttern gestiegen, die Semele habe Bacchus nachher auch durch diesen Weg geführt, diese Gegend heisse Lethe (Vergessenheit). Thespesius wollte gern länger daselbst verweilen, allein er wollte es ihm nicht erlauben; er zog ihn mit Gewalt davon weg; und zeigte ihm auf eine belehrende Weise,

wie bey der Wohllust die vernünftige Seele zerschmolzen und weichlich wird; wie hingegen die thierische und körperähnliche Seele dadurch genährt und gestärkt, und ihr das Andenken ihres Körpers erneuert wird, wie aus dieser Erinnerung dann eine heftige Begierde entstehe, die sie zu einer zweyten Geburt in das menschliche Leben hinreisse, denn die Geburt (Genesis) habe eben von dieser Neigung zur Erde der mit Feuchtigkeit beschwerten Seele ihren Namen bekommen.

Als nun Thespesius seine Reise noch ein Stückwegs fortgesetzt, glaubte er, eine sehr grosse Schaale zu sehen, in welche verschiedene Bäche sich ergossen; einer von diesen Bächen war weisser als der Meerschaum oder als der Schnee; ein andrer glühete in dem Purpur des Regenbogens, andre waren anders gefärbt; ein jeder zeigte von Ferniß sich in seinem eigenen Glanz. Als Thespesius näher der Schaale kam, zertheilte sich die Luft um sie her, die Farben erstarben, und von die-

sem blühenden Colorit blieb nichts als die weisse Farbe übrig. Er sahe da drey Genius in Form eines Dreyecks bey einander sitzen; sie vermengten diese Bäche nach einer gewissen Maaß.— Bis hieher, sagte die Führerin der Seele Thespesius, ist Orpheus gekommen, als er die Seele seiner Gattin aufsuchte; da er sich nun der Sachen nicht mehr wohl zu erinnern wußte, breitete er bey den Menschen das grundlose Gerücht aus: Apollo und die Nacht haben das Orakel zu Delphen mit einander gemein: Allein Apollo und die Nacht stehen gar in keiner Gemeinschaft. Hier, sagte sie, ist das gemeinschaftliche Orakel der Nacht und des Mondes; es ist nirgends auf der Erde eingeschlossen, es hat keinen festen Sitz, in Träumen und Erscheinungen irret es aller Orten bey den Menschen herum. Hier nehmen die Träume, wie du siehest das wahre und simple, das sie mit Mannigfaltigkeit und Betrug vermischen, und hernach ausstreuen. Das Orakel des Apollo aber saheſt

du nicht und kannst es auch nicht sehen. Das Irdische der Seele läßt dieselbe sich nicht so hoch erheben, es zieht sie zurück, und drückt sie, weil sie mit dem Körper in Verbindung stehet, zur Erde nieder. Zugleich versuchte die Führerin ihn näher hinzubringen, und ihm das Licht zu zeigen, das, wie sie sagte, von dem Dreyfuß durch den Schoos der Themis auf den Parnassus sich verbreitet. So sehr Thespesius sich bestrebte, dies Licht zu sehen, so konnte er es doch vor allzu grossem Glanz nicht anschauen; im Vorbeygehen hörte er wohl die helle Stimme einer Frau; die nebst vielem anderm die Zeit seines Todes in Versen aussprach. Dies war die Stimme der Sibylle; so sagte es der Genius. Sie singt von zukünftigen Dingen, indem sie auf der Scheibe des Mondes umher fährt. Er wollte mehrere vernehmen, allein er ward von der ungestümmen Bewegung des Mondes, wie von einem Wirbel, auf die entgegengesetzte Seite hingerissen, so daß er nur wenig davon

hören

hören konnte: Eine Weissagung von dem Berg Vesuvius, und von der Einäscherung, die der Stadt Dikearchea bevorstühnde und einen Theil von Versen über den itzt regierenden Fürsten.(*)

Weil er gut ist wird er sein Leben durch Krankheit beschliessen.

Nach diesem begaben sie sich, die Strafen der Unglücklichen zu betrachten. Gerade anfangs sahen sie nichts als traurige und mitleidenswürdige Gegenstände vor sich. Thespesius traf unter den Gestraften wider alle seine Erwartung Freunde, Verwandte und vertraute Gesellschafter an, sie stuhnden da die fürchterlichsten Qualen, die schmählichsten und schmerzhaftesten Züchtigungen aus und empfiengen ihn mit Weinen und mit Weheklagen. Zuletzt sahe er seinen Vater mit Brandmählern und Narben bedeckt sich aus einem Abgrund erheben, wie er die Hände gegen ihn ausstreckte, wie er von den Zuchtmeistern genöthi-

(*) Den Vespasianus, der eines natürlichen Todes gestorben.

nöthiget ward, sein Stillschweigen zu unterbrechen, und zu bekennen, daß er fremde Gäste, von denen er wußte, daß sie Gold bey sich hätten, gottloser Weise durch Gift getödtet habe, daß diese Greuelthat zwar auf Erden verborgen geblieben, daß er hier aber derselben überwiesen worden und dafür schon zum Theil gebüsset habe, nun aber zur noch übrigen Strafe hingeführet werde: Vor Furcht und Schrecken durfte Thespesius nicht einmal für seinen Vater bitten.

Als er nun zurückkehren und davon wegfliehen wollte, sahe er sich von seinem liebreichen und vertrauten Führer verlassen; hingegen ward er von andern, die scheußlich anzusehen waren, genöthiget, weiter zu rücken; sie zwangen ihn mitten durch sie hinzugehen und so sahe er das übrige. Er sahe die Schatten derjenigen, die vormals offenbar gottlos gewesen, oder sogleich dafür sind gezüchtiget worden, ein weniger hartes Schicksal empfangen; ihre sinnliche Seele, der Sitz der Leidenschaf-

ten

ten, wurde auch nicht so sehr wie vormals von vergeblichen Begierden gequälet. Diejenigen hingegen, die bey dem äussern Anschein von Tugend und bey dem Ruf von Rechtschaffenheit im Verborgenen lasterhaft lebten, die wurden von andern, die um sie herstuhnden, nicht ohne grosse Mühe und Plage genöthiget, das Innere ihrer Seele auswärts zu kehren; sie mußten wider ihre Natur sich krümmen und umwenden, wie die Meernassel sich ganz umkehret, wann sie die Angel verschlungen hat. Andere zerschnitten und öfneten sie, um zu zeigen, wie sie innwendig voll Argliſt stecken und wie die Bosheit von ihrem vornehmsten Theil, der vernünftigen Seele, Besitz genommen habe. Er sahe auch, wie er sagte, je zwo, oder drey, oder noch mehrere Seelen in einander geschlungen wie Nattern, die aus altem Groll und Erbitterung über das bey ihrem Leben erlittene oder zugefügte Unrecht, einander zerfrassen. — Daselbst war auch ein dreyfacher See; einer von siedendheissem Gol-

de,

de, der andre von Bley, der überaus kalt war; und der dritte von hartem Eisen; diese stehen unter der Aufsicht gewisser Genius diese nehmen die Seelen derer, die aus Geitz und unersättlicher Habsucht Lasterthaten verübt haben, mit ihrem Werkzeug und heben sie damit hinein und wieder heraus. Zuerst lassen sie dieselben in dem goldenen See vom Feuer ganz glühend und durchsichtig werden; dann werfen sie dieselben in den See von Bley und kälten sie darinn ab. Sind sie da erstarret und hart worden wie Hagel, so kommen sie in den eisernen See, wo sie abscheulich schwarz werden, und vor Härte in Stücker zerbrechen, und ihre Form völlig verlieren. Nach diesem allem wurden sie wieder in den goldenen See geworfen; allein bey diesen Veränderungen, sagte er, stuhnden sie unerträgliche Schmerzen aus.

Unter allen, sagte er, leiden diejenigen die erbärmlichsten Martern, die schon entronnen zu seyn glaubten und wieder von neuem zur

Strafe

Strafe gezogen werden. Und diese sind eben diejenigen, derer Strafe auf ihre Nachkommen, oder auf ihre Kinder fortgepflanzt wird. Denn wann eine von den Seelen dieser Nachkömmlinge hieher kömmt, so fällt sie mit Wuth und Geschrey über die schuldige Seele her, hält ihr die Merkmale ihrer Plagen vor, verweißt ihr es und verfolgt sie; sie die gern entfliehen, gern sich verbergen wollte, wann sie es nur könnte. Allein die Peiniger eilen denselben sogleich nach, und führen die heulenden Seelen, die schon wissen, was für Peinigungen ihnen bevorstehen, von neuem zu ihrer Strafe hin: Auf andre setzte sich wie ein Schwarm Bienen oder Fledermäuse eine grosse Anzahl Seelen ihrer Nachkömmlinge, die zischten und verfolgten ihre Vorältern voll Zorn über das, was sie um ihretwillen hatten erdulden müssen.

Das letzte, was er sahe, waren die Seelen, die sich zu einer zweyten Geburt in das Leben anschickten; sie wurden mit Gewalt zu

Thieren von aller Gattung zubereitet und umgebildet; es waren eigene dazu bestellte Arbeiter, die mit gewissen Werkzeugen, und mit Schlägen die ganzen Glieder näher zusammen brachten, andre zurückbogen, einige glatt und eben machten, andre gänzlich wegschaften, um sie zu andern Verrichtungen und zu einer andern Lebensart geschickt zu machen.— Unter diesen war, nach seiner Erzählung, die Seele des Nero; sie war sonst schon übel geplagt und überdas noch mit feurigen Nägeln durchboret. Die Arbeiter waren just an dem, ihr die Gestalt der Natter zu geben, die Pindar beschreibt, die den Bauch ihrer Mutter durchfrißt, um an das Tageslicht zu kommen: Allein plötzlich entstand ein grosses Licht und aus dem Licht erscholl eine Stimme, die befahl, denselben in eine zämere Art von Thieren zuverwandeln, in iene Gestalt, deren Gesang bey den Moräsien und an dem Ufer des Sees ertönet; er sey für seine Ungerechtigkeiten nun genug gestraft; die Götter seyn ihm doch auch

eine

eine Wohlthat schuldig, weil er unter allen ihm unterworfnen Völkern, das beste Volk, die Günstlinge der Götter, das Volk der Griechen, in Freyheit gesetzt hatte.

Bis hieher war Thespesius Zuschauer. Als er aber zurückkehren wollte, gerieth er auf einmal in den grösten Schrecken. Eine Frau von ausnehmend schöner und erhabner Gestalt sagte zu ihm, komm hieher, damit du alles besser im Gedächtniß behalten könnest, und wollte ihm mit einem feuerigen Stab, wie die Mahler haben, berühren; allein eine andre Frau verhinderte sie. Thespesius aber ward plötzlich von einem heftigen Sturmwind, wie durch ein Blasrohr, in den Körper gestürzt, und nahe schon bey seinem Grabe, eröfnete er die Augen wieder.

II.

Wie man einen Freund von einem Schmeichler unterscheiden könne.

Werther Antiochus Philopappus.

Derjenige, sagt Plato, welcher offenherzig gesteht, daß er sich selbst sehr liebe, wird zwar deswegen von jedermann leicht Vergebung erhalten; allein eben diese Eigenliebe ist mit vielen schlimmen Folgen verbunden, unter welchen diese die schlimmste ist, daß wir um ihrentwillen nicht gerechte und unbestochene Richter über uns selbst seyn können. Denn wir sehen immer dasjenige, was wir lieben, mit verblendeten Augen an, wo wir uns nicht gewöhnt haben, das Schöne und Anständige höher zu schätzen, und eifriger zusuchen, als das, was mit uns in einer gar zu nahen Verwand-

wandschaft stehet. Dieses eröfnet dem Schmeichler ein weites Feld wo er vor dem Freunde weit voraus kommen kann. Der Schmeichler findet an unserer Eigenliebe eine bequeme Vestung darinn sich fest zu setzen, um uns daraus anzugreifen. Sie macht einen jeden schon zu seinem eignen ersten und gröβten Schmeichler, und beredet uns hernach ohne viele Mühe, auch dem, der auβer uns ist, einen Zutritt zu verstatten, weil wir denken und wünschen, er werde als ein Zeuge von unserm Betragen, dasselbe auch mit seinem Beyfall beehren. Denn der, welchem man den Vorwurf machen kann, daβ er Schmeichler liebe, ist wirklich in sich selbst sehr verliebt, und aus Gewogenheit gegen sich selbst wünscht er nicht allein alle Vorzüge zu besitzen, sondern er meynt sie auch schon in sich zu finden. So vernünftig nun jener Wunsch ist, so gefährlich ist diese Einbildung, die er von sich heget und so grosse Vorsichtigkeit erfodert dieselbe. Ist aber die Wahrheit, nach Platons Aus-

sprüche, etwas göttliches, und unter allen denen Gütern, die Götter und Menschen besitzen, das erste und vornehmste; so muß ein Schmeichler nothwendig ein Feind der Götter, insonderheit des delphischen Apollo, seyn. Denn widersetzt sich derjenige nicht beständig dem bekannten Spruche dieses Gottes: Erkenne dich selber; welcher einen jeden durch die verführerischen Meynungen, die er ihm von ihm selbst eingiebt, und durch sein eignes Herz betriegt; welcher es dahin bringt, daß wir uns selbst, und unsere guten und bösen Eigenschaften nicht kennen; welcher uns dadurch unfähig macht, das Gute, das wir an uns haben, zur Vollkommenheit zu bringen, und das Böse, welches in uns immer tiefer einwurzelt, jemals auszurotten?

Wenn nun der Schmeichler sich nur noch, wie das meiste andre Böse, allein, oder insonderheit an unedle und pöbelhafte Seelen machte; so wäre er kein so fürchterliches und schwer zu vermeidendes Uebel. Allein, wie

die

die Holzwürmer in dem weichsten und süssesten Holze am allererstenentstehen und wachsen; So pflegen die ehrbegierigsten und rechtschaffensten Gemüther den Schmeichler am liebsten aufzunehmen, und ihn, unterdessen er sich bey ihnen einnistelt, und gleichsam anwächßt, zu ernähren. Noch mehr. Wie Simonides von den Pferdten sagt, daß sie ihr Futter nicht bey den verzärtelten und wohllüstigen Stadtbewohnern, sondern auf den fetten und fruchtbaren Feldern suchen: So sehen wir auch die Schmeicheley nie den armen, oder den unansehnlichen, oder den schwachen Mitgliedern der Republick nachfolgen. Nein! sie wird die Pest und das Verderben grosser Häuser und Güter; ja sie kehret oft ganze Länder und Königreiche um. Es ist also wol keine geringschätzige Arbeit, und es gehört nicht wenig Vorsichtigkeit dazu, wenn man eine Untersuchung über dieselbe anstellen will, damit sie, wenn man einmal ihr Kunstgriffe kennt, nicht länger der Freundschaft selber

schade, oder sie in übeln Ruf bringen könne. Die Schmeichler gleichen dem Ungeziefer, welches die Sterbenden verläßt, so bald das Blut, wovon es sich nährt, vertrocknet. So sieht man auch jene nie in magern und ausgedorrten Gegenden; sie setzen sich lieber auf die gröſte Macht, und auf die höchsten Würden. Da nähren sie sich, und so bald Veränderungen vorgehen, so fliehen sie davon. Aber so lange müssen wir nicht warten, bis wir es auf diese Probe haben ankommen lassen. Dieses würde uns nichts nützen, es wurde uns vielmehr schädlich und gefährlich seyn. Denn es ist sehr verdrieſslich, wenn wir zu einer Zeit, da wir Freunde nöthig haben, solche Leute, die nicht unsre Freunde sind, um uns entdecken müssen, wo es nicht mehr in unsrer Macht stehet, den falschen und unbeständigen Freund mit einem beständigen und rechtschaffenen zu verwechslen. Man muß mit einem Freunde, wie mit der Münze verfahren. Beyde müssen wir geprüfet haben, ehe die Noth kömmt, und uns ih-

ren Werth nicht erst durch die Noth selbst entdecken lassen. Nicht der Schaden, den man uns schon zugefügt hat, soll uns klug machen. Wir müssen den Schmeichler vorher auf die Probe stellen und kennen lernen, damit er uns nicht schaden möge. Wenn wir dieses unterlassen, so werden wir mit denen ein gleiches Schicksal erfahren, welche erst nachher verspüren, daß das, was sie gekostet haben, ein tödtliches Gift ist, und mit ihrem eignen Tode diese Erfahrung bezahlen.

Diese Art von Leuten loben wir freylich nicht, aber auch nicht diejenigen, welche den Werth eines Freundes nur nach dem moralischen Nutzen bestimmen, den sie von ihm haben. Und daher, so bald jemand anf eine gefällige und angenehme Art mit ihnen umgehet, sich gleich einbilden, daß sie einen Schmeichler auf frischer That ertappt haben. Denn ein Freund muß eben nicht unangenehm oder ungesellschaftlich seyn, und die Freundschaft macht sich nicht durch ein bittres und

herbes Wesen ehrwürdig; selbst ihr anständiges und ernsthaftes Ansehen ist reizend und liebens werth.

Die Grazien wohnen bey ihr und die Liebe,

Und es empfindet nicht nur der Elende, wie Euripides sagt, ein grosses Vergnügen, wenn er einem wohlwollenden Freunde in die Augen sehen kann: Sie, die Freundschaft begleitet uns im Glück, und verschaft demselben entweder noch mehr Vergnügen und Annehmlichkeit, und im Unglück entfernt sie die Schmerzen und die Verlegenheiten. Evenus sagt, daß unter allen Gewürzen die feurigen den Vorzug verdienen. Diesen gleicht die Freundschaft, welche Gott in unser Leben gemischt hat, um dadurch alle Güter süß und erfreulich zu machen, wenn sie dabey gegenwärtig ist, und dieselben mit uns geniesset. Ja wir würden auch keine Ursache angeben können, warum der Schmeichler sich unter der Larve der Annehmlichkeiten versteckte, wenn er wüßte, daß die Freundschaft keine Freuden vertragen könnte.

Aber

Aber so wie die unächten Gefässe, die man für Gold ausgiebt, nur dem Glanze, und Schimmer des Goldes nachahmen: Eben so weiß auch der Schmeichler dem Freunde nachzuäffen, und ihm das angenehme und gefällige Betragen abzulernen: Er wird immer munter, artig und aufgeweckt seyn, und uns ja nicht widersprechen.

Wir müssen also auch diejenigen, welche uns loben, nicht sogleich im Verdacht haben, und für Schmeichler ansehen. Denn ein zu rechter Zeit gegebenes Lob schickt sich eben sowohl für die Freundschaft, als ein Verweis, den man zu rechter Zeit anbringt. Vielweniger schickt sich das verdrießliche und tadelsüchtige Wesen zur Freundschaft und zum Umgange. Werden uns aber von einem wohlgesinnten Menschen, der für unsere guten Handlungen sein Lob gern und ohne Neid bezahlt, auch einmal wieder auf eine sanfte Art und ohne Bitterkeit freymüthige Erinnerungen oder Verweise gegeben; so ertragen wir

ſie gern, wir ſtellen ihm Glauben zu; ja wir lieben ihn als einen Freund, der uns nur ungern und gezwungen tadelt, da er uns ſonſt immer gern und mit Freuden lobt.

Es iſt alſo ſchwer, mögte iemand ſagen, den Schmeichler vom Freunde zu unterſcheiden, wenn ſie weder durch das Vergnügen, welches wir in ihrer Geſellſchaft empfinden, noch durch das Lob, das ſie uns geben, unterſchieden werden. Ja man ſieht auch oft, daß die Schmeicheley in der Dienſtfertigkeit es der Freundſchaft gar zuvor thut. Wie könnte es wol anders ſeyn? Freylich iſt es ſchwer, wenn wir nämlich den rechten Schmeichler, der ſein Handwerk mit Geſchicklichkeit und Kunſt treibt, ausfindig machen; und nicht, wie die meiſten thun, nur ſolche für Schmeichler halten wollen, die ſich ungebeten zu allen Tiſchen drängen, die ſich gleich beym Anfange der Tafel ſchon hören laſſen und deren ſclaviſche Niederträchtigkeit ſich ſchon bey einer einzigen Schüſſel und einem Glaſe

durch

durch ihre entsetzliche Unverschämtheit, und ihr abgeschmacktes Possenreissen zeiget. Den Melanthius muß man zum Exempel keinen Schmeichler nennen, weil er ein blosser Schmarozer des Alexanders von Pherä war. Denn als er gefragt wurde, wie man den Alexander umgebracht hätte, gab er zur Antwort: Man stach ihn durch die Seite bis in meinen Bauch. (*) Auch sind diejenigen keine solchen Schmeichler, die um reiche Tafeln herumschwärmen, und welche weder Feuer noch Schwerdt von einer Mahlzeit abhalten kann. Eben so wenig gebe ich diesen Namen denen cyprischen Schmeichlerinnen, welche man nach der Zeit, daß sie noch Syrien gekommen, Fußschemmel genannt hat, weil sie sich auf die Erde niederlegten, und den Gemahlinnen ihrer hohen Gönner zu Schemeln dienten, wenn

(*) D. i. durch die Wunde, die er in seine Seite empfangen ward zugleich mein Bauch verletzt, da er itzt immer hungern muß, seit dem ich zur Hausmahlzeit verdammt bin.

wenn sie auf ihren Wagen steigen wollten. Vor welchem soll man sich also in Acht nehmen? Vor dem, der weder das Ansehen eines Schmeichlers hat, noch sich dafür ausgiebt; der sich weder in der Küche betreffen läßt, noch den Schatten mißt, um zu sehen, wie lange es noch bis zur Mahlzeit sey, noch trunken herumtaumelt, und niederfällt. Nein! dieser, vor dem wir uns zu hüten haben, ist meistentheils nüchtern; er giebt sich vorwitzig mit vielen Dingen ab; er glaubt, man müsse ihn mit zu den Geschäften ziehen; man soll ihm alle Geheimnisse anvertrauen; und er spielet die Rolle eines Freundes nicht wie ein Possenreisser oder auf eine komische, sondern auf eine ganz tragische Art. Wie nun Plato sagt, daß das die äusserste Ungerechtigkeit sey, wenn man gerecht zu seyn scheint, und es nicht ist: So müssen wir auch diejenige Schmeicheley für die allergefährlichste halten, welche sich versteckt, und nicht die, welche sich bloß giebt, noch auch diejenige, welche scherzt und spie-

let, sondern die, welche ernsthaft thut. Denn diese erweckt selbst gegen die wahre Freundschaft ein Mißtrauen, weil sie ihr oft ähnlich wird, wenn wir nicht genau darauf Achtung geben. Wie Gobryas den Smerdes in ein finster Zimmer verfolgte, und mit ihm zu ringen anfieng, so befahl er dem Darius, der dabey stuhnd, und nicht wußte, was er machen sollte, er sollte zustossen, wenn er sie auch beyde durchbohrte. — Denken wir nicht wie das Sprichwort sagt: Der Freund gehe mit dem Feinde zu Grunde; wollen wir den Schmeichler und dem Freund, die durch viele Aehnlichkeiten mit einander verwickelt und zusammengeflochten sind, von einander trennen, so müssen wir sorgfältig Achtung geben, daß wir nicht entweder das Gute mit dem Bösen wegwerfen, noch einem Menschen, der uns schaden kann, in die Hände fallen, indem wir unsern Vertrauten schonen wollen. Das Unkraut welches dem Saamenkorne an Gestalt und Grösse ähnlich ist, vermischt sich leicht

mit

mit dem Weizen, und dieser wird schwerlich davon gereinigt; denn die engen Oefnungen des Siebes lassen es entweder nicht durch, oder es fällt durch die weiten Löcher mit dem Weitzen heraus. Eben so schwer ist es, meiner Meynung nach die Schmeicheley von der Freundschaft abzusondern, weil sich jene mit dieser in allen Leidenschaften, in allen Bewegungen, Dienstbezeugungen, und Gewohnheiten vermischt.

Die Freundschaft ist unter allen Dingen das angenehmste, und nichts kann uns muntrer und aufgeräumter machen, als sie. Eben darum versteckt sich auch der Schmeichler unter die Larve des Vergnügens, und denkt immer darauf, wie er seinem Freunde Vergnügen verschaffen will. Die Freundschaft aber hat nicht allein das Vergnügen, sie hat auch den Nutzen zum Gefährten daher pflegen wir zu sagen, man habe einen Freund nöthiger als Feuer und Wasser. Dieses ist die Ursache, warum der Schmeichler sich zu allen

Dien-

Diensten drängt und sich mit andern um die Wette bemüht, immer für geschäftig, unverdrossen, und dienstfertig angesehen zu werden. Dasjenige was im Anfang die Freundschaft insonderheit verbindet und befestiget, ist die Gleichheit der Sitten und Lebensarten, so wie die Gleichheit der Neigungen, wenn man sich an einerley Sachen vergnüget und einerley Dinge vermeidet, Freunde zuerst mit einander vereinigt. Dieses sieht der Schmeichler, und macht es mit sich, wie mit einem Holze, das sich in die Fugen eines andern schicken soll. Er hobelt und schnitzt an sich so lange, bis es sich an diejenigen schmiegt und paßt, an die er sich machen will. Er ist weich und bildsam und weiß vermittelst der Nachahmung auf eine so verführische Art allerley Formen anzunehmen, daß man zu ihm sagen kann; du bist nicht der Sohn des Achilles, sondern Achilles selbst.

Aber der allerlistigste Streich, den er spielet, ist dieser. Er merkt, daß eine anständige Freymüthigkeit im Reden und in der äus-

serli-

serlichen Aufführung gleichsam die eigentliche Stimme der Freundschaft ist, und daß es sich weder für die Freundschaft noch für eine edle Seele schickt, mit einer verzagten Blödigkeit immer an sich zu halten. Er vergißt daher auch nicht, dieses nachzumachen. Er macht es wie die geschickten Köche, welche oft bittre und herbe Säfte brauchen um die allzugrosse Süßigkeit der Speisen zu mäßigen. Allein die Freymüthigkeit, die er braucht, ist weder von der rechten Art, noch nützlich; sie kitzelt uns nur, und winkt uns unter einer gerunzelten Stirne liebäuglend zu. Dieser Ursache wegen ist der Schmeichler sehr schwer zufangen, so wie die Thiere, welche ihre Haut verändern, und die Farben der Gewächse und Gegenden annehmen können, wo sie sich befinden. Da er nun durch die Aehnlichkeiten, die er mit dem Freunde hat, bedecket wird, und leicht verführt, so ist es unsre Pflicht, den Unterschied zwischen beyden zuzeigen, und dem Schmeichler die fremden Farben und

Gestal-

Gestalten womit er sich nach Platons Ausdrucke schmückt, weil er selber keine hat, auszuziehen, und ihn ganz zu entblössen.

Laßt uns also gleich beym Anfange der Freundschaft unsre Untersuchung anstellen. Wir haben gesagt, daß die Gleichheit der Gemüther bey den meisten der Anfang der Freundschaft sey, wenn sie auf eine ungezwungene Art und ohne Eigensinn einerley Sitten und Gewohnheiten annehmen, und mit ähnlichen Neigungen und Gesinnungen einerley Geschäfte und Unterhaltungen lieben; daher sagt der Dichter:

Dem Greis ist nur ein Greis der liebste Zeitvertrieb,
Dem Kinde nur ein Kind; dem Weibe nur ein Weib.
Den Kranken kann allein ein kranker Freund erquicken.
Des Armen Umgang wird den Armen recht entzücken.

Da nun der Schmeichler sieht, daß man sich einander brauchen und lieben muß, so

bald man an einerley Dingen ein Vergnügen findet, so sucht er sich einem jeden durch diesen Weg zu nähern, und neben ihm seine Wohnung aufzuschlagen. Er lauret auf uns, wie auf ein Wild, schleicht sich durch eben die Lebensart, welche wir lieben, ganz leise und unvermerkt zu uns, und nimmt unsre Farbe an, bis wir zahm werden, und uns von ihm greifen und streicheln lassen. Er merkt sich, welche Dinge, Lebensarten, oder Menschen uns zuwider sind, und diese tadelt er auch; das, was uns gefällt, erhebt er, aber nicht auf eine mäßige Art, sondern mit einer ausserordentlichen Verwunderung und Erstaunung. Dabey versichert er uns immer, daß seine Liebe oder sein Haß mehr aus einer vernünftigen Ueberlegung, als aus Leidenschaft herkomme. Welches ist nun wohl der Unterschied, der uns den Schmeichler entdecken, und in unsre Hände liefern kann? Denn gleich ist er uns nicht, und er wird es auch nie; sondern er äft nur denen Freunden nach, die uns wirklich gleich sind.

sind. Zuerst muß man auf die Gleichheit seiner Lebensart und auf die Dauer dieser Gleichheit Acht haben. Man muß sehen ob er einerley Dinge immer angenehm findet und erhebet, und ob er sein Leben nach einem einzigen Muster beständig einrichtet, wie ein freyer Liebhaber einer solchen gleichgesitteten Freundschaft thun muß. Denn so macht es der Freund. Allein der Schmeichler, der nach seinem Charackter keine bleibende Stätte hat, noch sich eine gewisse Lebensart aussucht, sich immer für einen andern, und nach einem andern bildet, ist nicht immer einer und derselbe. Nein! er ist mannigfaltig und allerley; er wählt sich bald dieses, bald jenes Vorbild und nimmt, wie das Wasser, das aus einem Gefässe ins andre gegossen wird, immer die Figur desjenigen an, was ihn aufnimmt. Der Affe wird gefangen, indem er dem Menschen nachzuahmen sucht, und mit ihm tanzt und herumtaumelt. Der Schmeichler hingegen lockt andre in sein Netze, und fängt durch seine

Nachahmung diejenigen selbst, welchen er nachahmt. Er ahmt aber nicht allen auf einerley Art nach; den einen fängt er, indem er mit ihm tanzt und singt; den andern, indem er mit ihm ringt und kämpft. Hat er einen Liebhaber der Jagd erhascht, so folgt er ihm und ruft zuweilen die Worte der Phädra aus:

Beym Zevs! Das ist mir eine Lust,
Ein fliegend Windspiel anzuhetzen,
Und schnellen Rehen nachzusetzen.

Und doch hat er mit dem Wilde nichts zu thun; er bestrickt und fängt den Jäger selbst. Jagt er einem Jüngling nach, der ein Liebhaber der Wissenschaften und des Studierens ist, so ligt er über den Büchern. Er läßt sich einen Bart wachsen, der fast bis an die Füsse herunterhängt; er trägt einen zerrissenen und abgenutzten Mantel; er nimmt eine philosophische Gleichgültigkeit und ein ernsthaftes Wesen an; und in seinem Munde hat er immer die Zahlen, die Gleichecke und Dreyecke Platons. Fällt ihm ein Wohllüstling in die

Hände

Hände, so ist er wie der Reiche, und ein Liebhaber des Weins:

Der kluge Held Ulyß legt seine Lumpen ab. (*)

Der alte Mantel wird weggeworfen; der Bart wird abgeschoren, als eine Saat, die keine Frucht mehr bringt; statt der Bücher nimmt er nun Trinckgefässe in die Hand; er lacht in den Spaziergängen, und schimpft auf die Weltweisen. Eben so gieng es zu Syrakus her. Wie Plato hinkam und Dionysius eine recht rasende Begierde zur Weltweisheit hatte, so war der königliche Pallast voller Staub, weil sich eine grosse Anzahl von Meßkünstlern da befand. So bald aber Plato mit dem Dionysius zerfiel, verließ dieser die Weltweisheit, der König gerieth auf einmal wieder in seine vorige lüderliche Lebensart. Er fieng wieder an zu trinken, das Frauenzimmer auf eine unmäßige Art zu lieben, und kindische Possen zu treiben. Im Augenblick verwandelte sich auch sein ganzer Hof, wie in

(*) Odyssea, XXII. B. v. 1.

Homers Beschreibung der Circe; und Unwissenheit, Ungelehrsamkeit und Dummheit bemächtigten sich desselben. Eben dieses bezeugen die Handlungen der grossen Schmeichler und derer, die sich beym Volke beliebt zu machen gesucht haben; unter denen Alcibiades der größte ist. So lange er sich zu Athen aufhielt, so war er voller beissenden Scherze, hielt viele Pferde und war immer munter, höflich und einnehmend. Zu Lacedämon schor er sich die Haut, trug einen abgeschabten Mantel, und badete sich im kalten Wasser. In Thracien trank er und führte Krieg. Als er aber zum Tissaphernes kam, so fieng er an, reichlich und wohllüstig zu leben, und groß zu thun. Kurz, er machte sich dadurch allenthalben beliebt, daß er sich nach allen zu bequemen, und ihnen gleich zu werden wußte. So machten es Epaminondas und Agesilaus nicht. Ob sie gleich sehr viele Menschen, Städte und Lebensarten hatten kennen lernen, so bewahrten sie doch beständig und allenthalben diejenige

nige Lebensart, welche sich für sie schickte, in ihren Kleidern, in Essen und Trinken, in ihren Reden und in ihrer ganzen Aufführung. Auch Plato lebte zu Syrakus eben so, wie in seiner Academie, und er begegnete dem Dionysius eben so, wie dem Dion. Wir können aber die mannigfaltigen Wendungen eines Schmeichlers, der sich, wie ein Polype verändert, dann am leichtesten entdecken, wenn wir uns bald auf diese, bald auf jene Seite hinlenken; Wenn wir eine Lebensart tadeln, die wir sonst gelobt haben, und diejenigen Handlungen, Lebensordnung, oder Reden, die uns sonst zuwider gewesen sind, auf einmal liebgewinnen, und an uns nehmen. Denn da werden wir sehen, daß er in keinem Stücke fest, noch sein eigen ist; und daß er nicht aus eigner Neigung liebt oder haßt, sich freuet oder sich betrübt, sondern nur wie ein Spiegel, die Bilder fremder Leidenschaften, Lebensarten und Bewegungen annimmt. Wenn du ihm etwa deinen Unwillen über einen von dei-

nen Freunden bezeugst, so wird er sagen; O den Menschen hast du sehr spät kennen gelernt; mir hat er niemals gefallen wollen. Wenn du es ein andermal umkehrst, und eben denselben wieder lobst, so wird er sagen: Wahrhaftig! ich freue mich seinetwegen darüber und bin dir für deine gute Meynung von ihm verpflichtet, der ich allen Beyfall gebe. Entdeckst du ihm, daß du eine andre Lebensart, Z. E. die Ruhe und Musse statt der öffentlichen Geschäfte suchen wolltest, so sagt er: Ach! du hättest dich schon lange von der Unruhe und dem Neide entfernen sollen. Giebst du ihm zu verstehen, daß du wieder Lust habest, öffentliche Aemter anzunehmen, und Reden ans Volk zuhalten, so ruft er dir zu: Das sind Gedanken, die deiner würdig sind; ein stilles und ruhiges Leben ist freylich wol angenehm, aber es bringt doch auch keine Ehre, und man bleibt dabey so niedrig als unbekannt. Man muß also nur gleich aus dem

Homer

Homer zu ihm sagen: (*) Freund! jetzo zeigst du dich ganz anders, als wie sonst. Ich brauchte keinen Freund, der sich immer mit mir bald da, bald dorthin lenket, und mit dem Kopfe nickt, wann ich damit nicke; denn das thut mein Schatten viel besser, ich verlange vielmehr einen Freund, der mit mir die Wahrheit liebt, und mit mir urtheilet. Dieses ist eine von den Arten, wie man einen Schmeichler entdecken kann.

Man muß aber bey der Aehnlichkeit, die er mit dem Freunde hat, noch auf einen andern Unterschied Achtung geben. Der wahre Freund ahmt an seinem Freunde nicht alles nach; er lobt auch nicht alles so hurtig, sondern nur das Beste. Er hasset nicht mit uns; o nein! Er liebt mit uns, wie Sophocles (†) sagt. Er begeht mit uns nicht Fehler, oder gar grobe Verbrechen. Nein! Er liebt mit uns das Gute und Schöne und übt es mit uns aus.

(*) Odyssea. II. v. 181.

(†) Antigone. v. 529.

Es kann freylich geschehen, daß er in unserm Umgang ohne sein Wissen und Willen mit gewissen Unarten und Fehlern, die wir an uns haben, angestecket wird, wie es denen wiederfahren soll, die von Leuten angesehen werden, die böse Augen haben. So sagt man, daß Platons Freunde eine eben so hohe Schulter angenommen haben, wie er hatte. Diejenigen, welche mit dem Aristoteles umgegangen, sollen eben so gestammelt haben, wie er. Alexanders Hofleute gewöhnten sich, ihrem Könige gleich, den Kopf auf die eine Schulter zu neigen, und mit rauher Stimme zu reden. Einige nehmen von andrer Sitten und Lebensart vieles an, ohne es zu wissen. Der Schmeichler aber macht es recht, wie der Chamäleon, welcher alle Farben, ausser der Weissen annimmt. Weil der Schmeichler in solchen Dingen, die der Nachahmung würdig sind, seinen Freunden nicht gleich werden kann; so sucht er an ihnen alles schändliche auf, um ihnen hierinn ähnlich zu werden.

den. Er gleicht in diesem Stücke den schlechten Mahlern. Weil diese zu schwach sind, die Schönheiten ihres Vorbildes zu erreichen, so glauben sie, es recht getroffen zu haben, wenn nur alle Runzeln, Flecken und Narben in ihrem Gemählde treulich ausgedrückt sind. Eben so suchet der Schmeichler seinen Gönnern in der Unmäßigkeit, im Aberglauben, im Jachzorn, in der Strenge gegen die Bedienten, im Mißtrauen gegen die Hausgenossen und Verwandten nachzuahmen. Er ist schon von Natur zum Bösen sehr geneigt, und weil er hierinn auch andern gleich zu werden sucht, so glauben diese, er müsse weit davon entfernt seyn, dasselbe zu tadeln. Denn diejenigen, die etwas bessers suchen, sind uns verdächtig, und bringen uns darinnen auf die Gedanken, daß sie mit den Fehlern ihrer Freunde nicht zufrieden sind. Dies ist es eben, was den Dion bey dem Dionysius, den Samius bey dem Philippus, und den Cleomenes bey dem Ptolomäus angeschwärzt, und

gar

gar gestürzt hat. Der Schmeichler aber hat die Absicht, zugleich treu und angenehm zu seyn, und dafür angesehen zu werden. Darum stellt er sich, als wenn er aus gar zu grosser Liebe gegen uns nicht allein unsre Fehler ertrage; sondern er will völlig die gleiche Natur und Neigungen mit uns haben. Daher wollen Schmeichler auch so gar an denen Dingen, die nicht in unsrer Gewalt stehen, und zufällig sind, Theil nehmen. Wenn sie einem Kranken schmeicheln wollen, so stellen sie sich, als wenn sie eben die Krankheit hätten, die er hat. Sie sehen nicht scharf, sie hören nicht genau, so bald sie mit Leuten umgehen, die ein schwaches Gesicht, oder ein schlechtes Gehör haben. Von dieser Art waren die Schmeichler des Dionysius. Sie hatten ein eben so schwaches Gesicht, wie ihr Herr hatte, sie rannten und stiessen sich an einander, und warfen bey der Tafel die Schüsseln herum. Einige greifen die Leidenschaften noch besser an, suchen mit uns in die innigste Vertraulichkeit

lichkeit zu gerathen, und mischen ihre Nachahmung so gar in unsre geheimsten Umstände. So bald sie merken, daß ihre Freunde entweder in einer unglücklichen Ehe leben, oder gegen ihre Kinder, oder Verwandten einen Verdacht hegen, so schonen sie sich selbst nicht; sie heulen über ihre eignen Kinder, oder über ihre Ehegattin, oder über die Verwandten, oder Freunde, und erzählen dabey einige geheime Fehler, welche ihnen diese Klagen auspressen. Durch diese Gleichheit erwecken sie unser Mitleiden: Sie machen es damit, wie diejenigen, welche Pfänder annehmen; sie verschwenden erst bey uns einige von ihren Geheimnissen, dann entlehnen sie wieder dergleichen von uns, und bedienen sich derselben, weil sie sich fürchten, die ihrigen etwann bey uns im Stiche zu lassen, falls wir ihre Feinde werden sollten. Ich weiß, daß einer seine Ehegattin verstieß, wie sich sein Freund von der seinigen geschieden hatte. Als er sie aber oft besuchte, und immer nach ihr schickte, so

erfuhr

erfuhr dieses endlich die verstossene Ehegattin seines Freundes, und verrieth ihn. Also kannte derjenige einen Schmeichler nicht recht, welcher glaubte, daß folgende Verse sich besser auf einen Krebs als auf einen Schmeichler schickten:

Sein ganzer Leib ist Bauch;
Des Thieres schneller Blick
Dreht sich nach allen Seiten;
Und auf den Zähnen kriechts.

Denn dieses ist das Bild der Schmarotzer, und derer, welche, wie Eupolis sagt, bey der Bratpfanne und nach der Mahlzeit unsre Freunde sind. Doch von diesen wollen wir an einem bequemen Orte dieser Abhandlung reden.

Laßt uns hier einen Kunstgriff nicht vorbey lassen, den der Schmeichler bey seinen Nachahmungen braucht. Dieser besteht darinn, daß er demjenigen, welchem er schmeichelt, beständig den Vorzug läßt, wenn er ihm in solchen Dingen nachahmt, die gut und anständig sind. Wahre Freunde sind niemals

auf

auf einander weder eifersüchtig, noch neidisch. Sie mögen sich nun in den Vollkommenheiten gleich seyn, oder der eine mag von dem andern darinn übertroffen werden; so wird dieses nicht den geringsten Verdruß unter ihnen erwecken. Der Schmeichler aber erinnert sich stets, daß er nur die zweyte Rolle spiele, läßt hierinn gern etwas von der Aehnlichkeit nach, und gesteht gern, daß er ihm in allen Stücken weichen müsse, ausser in einigen nichtswürdigen Kleinigkeiten. In diesen überläßt er ihm den Vorzug nicht; sondern wenn jener verdrießlich ist, so sagt er, ich bin melancholisch, ist jener abergläubisch, so will er begeistert seyn. Wenn jener liebt, so ist er vor Liebe rasend. Du lachtest recht, wird er zu ihm sagen; aber ich wollte vor Lachen bersten. Allein bey nützlichen und anständigen Eigenschaften thut er das Gegentheil. Ich laufe geschwinde, sagt er zu seinem Gönner; aber du fliegst. Ich reite ziemlich gut; aber was bin ich gegen einen (*) Reiter,

(*) Hippocentaur.

Reiter, wie du bist? Ich bin ein ziemlich geschickter Dichter, und ich schreibe gewiß nicht den schlechtesten Vers; aber donnern kann Jupiter, und ich nicht. Hiedurch schmeichelt er dem Freunde auf eine doppelte Art. Er scheint seine Wahl gut zu heissen, weil er ihm nachahmt; und zugleich dadurch, daß er sich von ihm überwinden läßt, ihm eine Geschicklichkeit zuzuschreiben, die man unmöglich erreichen könne. Dieß sind einige von denen Eigenschaften, wodurch der Schmeichler bey aller der Gleichheit, die er mit dem Freunde hat, von diesem unterschieden wird.

Allein ich habe gesagt, daß sie auch das angenehme Betragen, welches uns im Umgange vergnügt, mit einander gemein haben. Denn eine niederträchtige Seele empfindet ein eben so grosses Vergnügen bey den Schmeichlern, als ein edles Herz bey den Freunden fühlet. Wir wollen sie also auch hierinn zu unterscheiden suchen; und dieses werden wir nicht besser thun können, als wenn wir auf den Endzweck

sehen,

sehen, worauf das Vergnügen, welches sie uns beyde erwecken wollen, abzielet. Wir können es uns auf diese Art deutlich machen. Die Salben haben etwas wohlriechendes an sich; es giebt aber auch ein wohlriechendes Gegengift. Der Unterscheid besteht darinn: Jenes ist bloß zum Vergnügen wohlriechend gemacht; aber dasjenige, was an der Arzney wohlriechend ist, reiniget, oder erwärmet, oder stärket zugleich. Die Mahler brauchen blühende Farben; man sieht aber auch Arzneyen, die eine gute Farbe haben, derer Aussehen nichts widriges hat. Worinn sind nun diese unterschieden? Unterscheiden wir sie nicht immer durch ihren Endzweck, nämlich durch den Nutzen, welchen sie uns verschaffen? Eben so ist das angenehme Betragen, wodurch Freunde vergnügen, nur gleichsam die Farbe desjenigen, was in ihnen gutes und nützliches ist. Sie spielen, sie essen und trinken, ja sie spassen und tändeln oft mit einander, um dadurch

ihre guten und ernsthaften Handlungen zu würzen. Daher sagt Homer:

Sie unterhielten sich mit lieblichen Gesprächen.(*)

Und anderswo:

Uns beyde trennet nichts in unsrer Lieb und Lust. (†)

Aber des Schmeichlers einziges Geschäfte und beständiger Endzweck ist dies, daß er immer ein Spiel, oder eine Handlung, oder eine Rede für andrer Geschmack niedlich zubereitet und würzet. Mit einem Worte, dieser glaubt, daß er alles thun müsse, um nur angenehm zu seyn: Hingegen der Freund thut immer das, was er thun muß, und ist daher oft angenehm, oft aber auch unangenehm. Er hat zwar nicht die Absicht, seinem Freunde zu mißfallen: Er scheuet sich aber auch nicht, seinen Unwillen auf sich zu laden, falls dieses besser seyn sollte. So legt ein Arzt seinem Kranken, wenn es ihm nützlich ist, Saffran

und

(*) Iliad. A. v. 642.
(†) Odyssea. Δ. v. 179.

und Narden auf, ja er wäscht ihn oft gelinde und verpflegt ihn mitleidig. Allein oft verfährt er auch ganz anders mit ihm, giebt ihm Bibergeil, oder das übelriechende Kraut Poley, oder reibt für ihn Niesewurz, und nöthigt ihn, es auszutrinken. Dennoch hat er weder hier seines Kranken Misvergnügen, noch dort desselben Vergnügen zum Endzwecke: er führet ihn durch beyde zu einem Ziele, nämlich zu demjenigen, was ihm nützt. Eben so führt uns oft ein Freund zum Guten, indem er uns durch Lobsprüche und mit Leutseligkeit erfreut und erhebt. Auf diese Art spricht Agamemnon im Homer zum Teucer.

O Teucer, tapfrer Sohn des grossen Telamons,
Der Völker theures Haupt, geliebter Held nnd Freund,
Wirf deinen Wurfspieß so. (*)

Und so spricht Jupiter bey ihm vom Ulysses:

Den göttlichen Ulyß, wie könnt ich den vergessen! (†)

(*) Ilias Θ v. 281.
(†) Odyssea. A. 65.

Allein oft muß der Freund es auch umkehren, und dann greift er uns mit einer beissenden Rede und für unser Wohl besorgten Freymüthigkeit an, wie Agamemnon seinen Bruder Menelaus:

Du rasest, Menelaus!
Und wozu brauchest du dergleichen Raserey ?(*)

Oft aber kömmt gar die That dazu. Menedemus brachte den wilden und unordentlichen Sohn seines Freundes, Asklepiades, als er ihn nicht zu sich ließ, und nicht einmal grüßte, auf diese Weise zu recht. Wie Battus in einem Lustspiele auf den Kleanthes gestichelt hatte, so verbot ihm Arcesilaus die Schule, und versöhnte sich nicht eher mit ihm, als bis er beym Kleanthes Abbitte that, und seinen Fehler bereute. Man muß also den Freund so kränken, daß man ihm dadurch nützt; man muß aber nicht, indem man ihn betrübt, die Freundschaft gar aufheben, sondern die Bestrafung, wie eine beissende Arzney brauchen, welche

(*) Iliad. H. 109.

che den Kranken heilet, und vor schlimmen Zufällen bewahrt. Der Freund verfährt in seinen Handlungen, die auf das, was gut und nützlich ist, abzielen; harmonisch und läßt wie ein geschickter Tonkünstler die Saiten bald etwas nach, bald spannt er sie wieder hoch. Daher ist er oft angenehm, aber allemal nützlich. Allein der Schmeichler pflegt immer nur ein Stück ganz sanft und lieblich zu spielen. Er weiß von keinem strengen Bezeigen und von keinem empfindlichen Worte. Nein! Er begleitet alles, was wir wollen, mit seinem Beyfalle, und er stimmt allezeit eben den Ton an, welchen er von uns hört.

Wie nun Agesilaus, nach dem Berichte Xenophons, sich nur von solchen Leuten gern loben hörte, die auch Muth und Lust genug hatten, ihn zu tadeln, so müssen wir einen angenehmen und gefälligen Menschen dann erst für unsern rechten Freund halten, wann er uns zuweilen auch strenge begegnen und wi-

versprechen darf. Der Umgang, der aus lauter Ergetzlichkeiten zusammengesetzt ist, und gar nichts herbes und beissendes an sich hat, muß uns verdächtig werden; und wir müssen immer denken, was jener Lacedämonier sagte, als er den König Charillus loben hörte; wie kann der ein tugendhafter und rechtschaffner Mann seyn, der mit lasterhaften Leuten nicht strenge umgeht? Der Schmeichler setzt sich in den Ohren der Ehrgeitzigen so feste, wie die Bremse in den Ohren der Ochsen, oder die Läuse in den Ohren der Hunde; und er läßt sich schwerlich davon abtreiben. Wir müssen demnach ein sehr wachsames Auge auf ihn haben, und Achtung geben, ob er die Handlung oder den Menschen lobt. Die Handlung lobt er, wenn er uns lieber in unsrer Abwesenheit, als in unserm Beyseyn erhebt; wenn er selbst eben das thun will, und nicht nur uns, sondern allen denen, welche dergleichen Eigenschaften an sich haben, nacheifert; wenn er nicht bald dieses, bald wieder das Gegentheil

davon

davon thut oder redet. Allein dann können wir erst recht überzeugt seyn, daß man uns mit Recht gelobt hat, wann wir selbst bey uns wissen, daß wir die Handlungen, darüber wir gelobt werden, nicht bereuen, noch uns derselben schämen, noch wünschen, daß wir das Gegentheil möchten gesagt und gethan haben: Denn das Urtheil, welches in uns gegen die Lobsprüche zeuget, und sie nicht annimmt, ist über die Leidenschaften erhoben und läßt sich von dem Schmeichler nicht erreichen und fangen. Ich weiß nicht woher es kömmt, daß die Menschen, wenn ihnen ein Unglück begegnet, gemeiniglich keinen Trost anhören wollen; und lieber solche Freunde um sich sehen, die mit ihnen weinen und heulen. Wenn sie aber einen Fehler begangen haben, denjenigen, welcher sie deswegen bestraft, und sie dadurch zum Gefühle und zur Reue bringen will, für ihren Feind und Ankläger halten, und hingegen den umarmen, den für ihren Freund und Gönner schätzen, der sie lobt

und ihre Handlungen gut heißt. — Diejenigen nun, welche eine von unsern ernsthaften oder lustigen Handlungen, oder Reden loben, und dazu in die Hände klatschen, schaden uns nur während der Zeit, da sie dieses thun. Aber die welche mit ihren Lobsprüchen und mit ihrer Schmeicheley bis in unsre Gemüthsneigungen dringen, verursachen einen weit grössern Schaden. Sie machen es wie die Knechte, welche nicht den ganzen Kornhaufen, sondern den Saamen bestehlen. Denn, indem sie die Laster mit den Namen der Tugenden bekleiden, so verderben sie dadurch unsern Charakter und unsre Neigungen, welche gleichsam der Saamen der Handlungen und die Quelle unsers Lebenswandels sind.

Bey einem Aufruhre oder Kriege, sagt Thucydides, (*) pflegt man die gewöhnliche Bedeutung der Wörter zu ändern, weil sich eine jede Parthey zu rechtfertigen sucht. Eine unvernünftige Tollkühnheit heißt Tapferkeit und

(*) In seiner Geschichte. III. Buch. §. 82.

und Treue gegen die Bundsgenossen; eine zaudernde Vorsichtigkeit nennt man eine anständige Furcht. Die Klugheit hingegen und die Mäßigung seiner Hitze heißt ein Vorwand der Zaghaftigkeit; und wann man alles bedacht überlegt, so wird man faul genannt. Auch die Schmeichler verändern die Bedeutungen der Wörter, und darauf müssen wir genau Achtung geben. Eine verschwenderische und lüderliche Lebensart heißt bey ihnen Freygebigkeit. Die Zaghaftigkeit nennen sie Sicherheit; eine verwegene Hitze bedeutet Feuer und Lebhaftigkeit; und die Kargheit erhält den Namen einer vernünftigen Sparsamkeit. Ein unmäßiger Liebhaber des Frauenzimmers heißt ein Freund von Gesellschaften und Galanterie; wer zornig nnd hochmüthig ist, wird dapfer genannt; und der Niederträchtige ist ein Menschenfreund. Plato sagt irgendwo, (*) daß der Liebhaber ein Schmeichler desjenigen sey, was er liebt. Ein Gesicht, das eine platte

(*) Von der Republik. V. Buch.

Nase hat, sieht er für artig an; ein andres, das eine Habichtsnase hat, hält er für königlich. Eine schwärzliche Haut nennt er männlich; die, welche eine weisse Haut haben, heißt er Kinder der Götter; die Honigfarbe ist des Liebhabers Leibfarbe und unter diesem artigen Namen, womit er die Bläße belegt, findt er sie erträglich. Aber ein häßlicher Mensch, der sich hat überreden lassen, daß er schön sey, oder eine kleine Person, die sich auf unser Wort für groß hält, bleibt doch nicht lange in diesem Irrthume, und der Schaden, der daraus entspringt, ist nur geringe, und nicht unheilbar. Allein dasjenige Lob, welches uns gewöhnt, Laster für Tugenden anzusehen, und sie in dieser Meynung auszuüben, so daß wir uns derselben nicht schämen können, sondern vielmehr die grösste Freude darüber empfinden; dieses Lob war das Verderben der Sicilianer, als sie die Grausamkeit des Dionysius und des Phalaris, Haß gegen die Bosheit und Gerechtigkeit nannten.

Dieses

Dieses hat Aegypten zerstöret, da es die Weichlichkeit, die vorgegebnen göttlichen Begeisterungen, das Geheul, die Reigentänze und das Paukenschlagen des Ptolomäus, Frömmigkeit und Gottesfurcht hieß.

Eben dieses Lob verkehrte und verderbte der Römer Sitten beynahe ganz und gar, wie man die Schwelgerey und Gastmahle des Antonius mit dem schmeichelnden Namen einer lustigen Lebensart und der Menschenliebe belegte, und ihn rühmte, daß er sein Glück und Vermögen auf eine so edle Art brauchte, und freygebig mit andern theilte. Was gab wol sonst dem Ptolemeus die Flöte in die Hand? Was brachte den Nero auf den Schauplatz, und was zog ihm die theatralischen Kleider und die Cothurnen an? War es nicht das Lob der Schmeichler? Nennt man nicht manchen König, wenn er ein wenig trillert, einen Apollo; wenn er sich betrinkt, einen Bacchus; und einen Hercules, wenn er ringt? Und stürzet ihn nicht alsdann diese Schmeicheley, die ihn

so sehr kitzelt, in alle Schande und Laster? Wir müssen also dann vor dem Schmeichler am allermeisten auf unsrer Hut seyn, wann er uns lobet.

Der Schmeichler weiß dieses selbst gar zu wohl, allein er ist verschlagen, und hütet sich verdächtig zu werden. Wann er mit einem vornehmen Windmacher, oder einem schlechten und einfältigen Menschen zu thun hat, so läßt er seiner Spötterey freyen Lauf, thut mit seinen Lobeserhebungen gleichsam einen Anfall auf ihn, wie Struthias in der Comödie den Bias mit Füssen trat, über seine Dummheit sich auf den Bauch klopfte, und sagte; du hast mehr als Alexander, der König, getrunken; alsdann ausgelassen lachte, und sich gegen den Cyprier wendete. Wann er aber sieht, daß klügere eben bey dieser Gelegenheit, und an diesem Orte auf ihn Achtung geben, so lobt er nicht so gerade zu, er macht Umschweife, und kömmt von weiten, wie diejenigen, welche ohne Geräusche ein Thier angreifen

greifen und betasten wollen. Bald erzählt er, wie ein Redner andre Personen, redend einführet, die Lobeserhebungen der andern. Ich hatte, sagt er, mit fremden oder alten Leuten auf dem Markte eine angenehme Unterredung: Sie sagten sehr viel gutes von dir, und bewunderten dich. Bald erdichtet und ersinnt er leichte und falsche Beschuldigungen, kömmt hurtig zu ihm, als wenn er sie von andern gehört hätte, und erkundigt sich bey ihm, wo er das oder jenes gesagt oder gethan habe. Wenn es nun dieser, wie zu vermuthen ist, leugnet, so hat er was er will, und überhäuft den Menschen mit Lobeserhebungen. Ich habe mich auch verwundert, sagt er, wie du von deinen Freunden übels hättest reden können; da du solches gegen deine Feinde nicht zu thun pflegst, oder wie du nach fremdem Gute hättest stellen können, da du von dem deinigen so freygebig bist. Andre Schmeichler machen es, wie die Mahler, welche was licht und hell ist, durch das Dunkle, und

durch

durch die Schatten erhöhen, welche sie daneben auftragen. Sie tadeln, lästern und verhönen, sie machen die Fehler lächerlich, welche das Gegentheil von den Lastern ihrer Gönner sind, die sie dadurch derer Laster wegen, denen dieselben wirklich unterworfen sind, heimlich loben, und darinn noch bestärken. Bey lüderlichen, geitzigen und tückischen Leuten, die ihren Reichthum mit bösen und schändlichen Ränken erwerben, tadeln sie die Mäßigkeit als eine bäurische Kargheit; und diejenigen, welche gerecht leben, und mit dem Ihrigen zufrieden sind, beschuldigen sie einer kleinmüthigen Zaghaftigkeit, etwas auszuführen. Gehen sie mit faulen und müßigen Leuten um, welche nur die Gassen beständig durchstreichen, so verachten sie die Verwaltung des gemeinen Wesens, als eine mühselige Beschäftigung mit fremden Dingen, und die Ehrbegierde, als eine unnütze Ehrsucht. Dem Redner zu schmeicheln, schmälen sie auf den Weltweisen. Bey den wohllüstigen Weibern werden sie beliebt,

wann

wann sie die Weiber, welche mit einem Manne zufrieden sind, und denselben zärtlich lieben und mit andern Männern nichts zu thun haben, in Galanterien unwissend und bäurisch nennen.

Die größte Bosheit der Schmeichler besteht wohl darinn, daß sie sich selbst nicht schonen, denn wie die Kämpfer sich selbst bücken und klein machen, damit sie andre niederwerfen können, so machen sich die Schmeichler selbst herunter, und erniedrigen sich, damit sie unvermerkt zu dem Lob und der Bewunderung des andern übergehen können. Ich bin auf der See, sagt ein Schmeichler, eine furchtsame und verzagte Creatur; ich habe keinen Muth zur Arbeit; ich werde vor Zorn rasend, wenn man böses über mich sagt. Diesem Manne hingegen ist nichts zu schwer und zu hart, es ist ein besondrer Mann, alles erträgt er mit Sanftmuth, und ohne sich darüber zu kränken. Wann sich aber jemand einbildet, viel Verstand zu besitzen, immer ernsthaft seyn und für sich denken will, und

aus

aus einem gesetzten Wesen den Vers beständig im Munde führt:

Erheb und tadle mich, Tydides, nie zu sehr;
So greift ihn der künstliche Schmeichler

nicht von dieser Seite an, er bedient sich andrer Ränke. Er kömmt zu ihm, als zu einem Manne, welcher mehr Einsicht besitzt, um ihn seiner Privatsachen wegen um guten Rath zu fragen. Ich habe zwar noch vertrautere Freunde, spricht er, allein ich bin dennoch gezwungen, dir beschwerlich zu fallen. Zu wem soll man sonst seine Zuflucht nehmen, wenn man einen guten Rath braucht; oder auf wen kann man sich verlassen? Dann hört er zu, wenn jener etwas sagt, und geht darauf fort, als wenn er nicht einen guten Rath, sondern einen Orakelspruch gehört hätte. Wenn er weiß, daß sich der andre einbildet, eine Wissenschaft von der Redekunst zu besitzen, so bringt er ihm etwas von seiner Arbeit, und bittet ihn, es durchzusehen und zu verbessern. Als der König Mithridates die Arzneykunst

erlernte,

erlernte, so liessen sich einige von ihm brennen und schneiden und schmeichelten ihm also nicht mit Worten, sondern mit der That selbst. Denn dadurch, daß sie sich ihm anvertrauten, legten sie eben ein Zeugniß von seiner Geschicklichkeit ab:

So vielerley sind die Gestalten, der Dinge, welche göttlich sind.

Allein diese Gattung versteckter Schmeicheleyen braucht schon einer grössern Verschlagenheit und List. Wenn man sie entdecken und bestrafen will, so muß man Rathschläge, Aufsätze, und Verbesserungen machen, welche alle ungereimt sind. Der Schmeichler wird alsdann in keinem Dinge widersprechen, zu allem nicken, alles annehmen, und zu allen schreyen: Das ist vortreflich, allein eben dadurch wird er deutlich verrathen;

Daß er die Würfel fragt, und ein Orackel sucht.

daß er nämlich einen loben und ihn dadurch aufblasen will.

Einige nennen die Mahlerey eine stumme

Poesie. Eben so giebt es auch ein Lob einer stummen Schmeicheley. Denn so wie die Jäger ihre Absicht vor dem Thiere, welches sie fangen wollen, dadurch am besten verbergen, wann sie nicht so fast zu jagen, als zu spazieren, oder zu weiden, oder den Acker zu bauen scheinen: So fangen uns auch die Schmeichler durch ihre Lobsprüche dann am allererstен, wann es scheint, daß sie uns nicht loben, sondern etwas ganz anders thun. Es giebt Leute, die in öffentlichen Versammlungen uns weichen und ihren Sitz einräumen. Sie halten eine Rede an das Volk, oder an den Rath; so bald sie aber merken, daß etwann ein Reicher auftretten und reden will, so schweigen sie plötzlich mitten in ihrer Rede still, und übergeben ihm den Rednerstul, und das Recht zu reden. Durch dieses Stillschweigen zeigen sie mehr, als sie durch das stärkste Geschrey thun würden, daß sie jenem mehr Einsicht und Klugheit, als sich, zutrauen. Daher sehen wir, daß sie bey den Versamm-

lungen

lungen und Schauspielen sich der ersten Plätze bemächtigen, nicht als wenn sie glaubten, daß ihnen dieselben zukämen, sie thun es darum, daß sie vor den Reichen demüthig aufstehen, und ihnen dadurch schmeicheln können. Wir sehen, daß sie vor dem Volke, oder vor dem Rathe zuerst zu reden anfangen, hernach andern nachgeben, und sich von ihnen sehr leicht auf die gegenseitige Meynung bringen lassen, als wenn sie dieselben für klüger hielten; wo nur der, so ihnen widerspricht, mächtig, oder reich, oder angesehen ist. Da sie nun weder einer grössern Erfahrenheit oder Geschicklichkeit, noch einem höhern Alter, bloß dem Reichthume und Ansehen den Vorzug lassen, so muß uns dieses insonderheit die niederträchtige Absicht ihrer Bescheidenheit entdecken. Als Megabyzus sich bey dem Mahler Apelles niedersetzte, und von dem Umriß und Schatten eines Gemähldes reden wollte, so sagte Apelles zu ihm; siehest du wohl iene Knaben, welche dort Farbe reiben? So lange du still-

schwiegst, gaben sie sehr genau auf dich Acht, und bewunderten deinen Purpur und das Gold, das an dir schimmert, nun aber lachen sie dich aus, da du von solchen Dingen zu reden anfängst, wovon du nichts gelernet hast. Und als Crösus den Solon fragte, ob er einen glücklichern Menschen in der Welt kennte, als ihn; so antwortete Solon, daß er einen gewissen Tellos, der zu Athen ganz unbekannt lebte, den Biton und den Kleobis für glücklicher hielte. Die Schmeichler aber nennen die Könige, die Reichen und alle, die am Ruder sitzen, nicht allein glücklich; sie geben ihnen so gar auch in der Klugheit, Geschicklichkeit und Tugend vor allen Menschen den Vorzug. Einige können es nicht leiden, wenn die Stoiker sagen, daß ein Weiser zugleich reich, schön, vornehm und ein König sey. Allein die Schmeichler heissen ihren Reichen einen Redner und Dichter, ja wenn er es haben will, auch einen Mahler und Flötenspieler. Sie preisen seine Geschwindigkeit im

Laufen

Laufen und seine Stärke. Wann sie mit ihm ringen, so sinken und fallen sie unter ihn; wenn sie mit ihm laufen, so bleiben sie zurück, als wenn sie nicht mit ihm fortkommen könnten. So machte es Krisson von Himera, wie er mit dem Alexander in die Wette lief. Dieser aber merkte es, und nahm es sehr übel. Wir können also wohl begreifen, warum Karneades sagt, daß die Kinder der Reichen und der Könige es in keiner Wissenschaft oder Uebung hoch bringen, als allein im Reiten. Denn in den Schulen schmeichelt ihnen der Lehrmeister durch seine Lobsprüche, und der, welcher mit ihnen ringt, schmeichelt denselben dadurch, daß er sich von ihnen niederwerfen läßt: Allein das Pferd achtet nicht darauf, und weiß es auch nicht, ob sein Reuter ein schlechter Bürger, oder eine obrigkeitliche Person, ob er reich oder arm ist, und wirft ihn ab, wann er nicht reiten kann.

Bion hat hat also sehr ungereimt und närrisch gehandelt, da er geglaubt hat, sein Acker

würde sehr fruchtbar und einträglich werden, wenn er ihn lobte, und da er es nicht für unrecht gehalten, wenn er dieses eher thäte, als wenn er den Acker pflügte und anbauete. Dennoch begeht ein Mensch, welcher jemanden lobt, nichts ungereimtes, wenn er denjenigen, die er lobt, dadurch nützlich ist. Allein ein Acker wird auch nicht schlimmer, wenn er gelobt wird, da hingegen diejenigen die Leute aufblasen und verderben, welche sie unverdienter Weise loben. Doch hievon mag dies genug seyn.

Nun wollen wir auch die Freymüthigkeit untersuchen, welcher der Schmeichler mit dem Freunde gemein zu haben scheinet. Freylich sollte wohl der Schmeichler, der sich sonst mit allen Kennzeichen eines Freundes bewaffnet, bloß die Freymüthigkeit, als ein schweres, grosses und starkes Gewehr, das der Freundschaft zugehört, unberührt lassen; so wie Patroklus sich nicht unterstuhnd, den schweren Spieß

des

des Achilles (*) zu führen, da er doch sonst alle seine Waffen anzog, und seine Pferde zum Treffen führte. Allein er fliehet oft, und läßt sich von uns nicht entdecken, wenn wir ihm beym Weine, im Lachen, bey Scherz und Spöttereyen nachstellen. Er wird ernsthaft; nun schmeichelt er uns durch ein verdrießliches Gesicht, und selbst durch die Verweise und Erinnerungen, die er zuweilen einstreuet. Wir wollen also auch dieses Bezeigen desselben nicht ungeprüft vorbey lassen. Ich erinnere mich, daß in einem Lustspiele Menanders ein falscher Herkules auftritt, und eine Keule trägt, die nicht stark und schwer nur eine hohle und leere Figur einer Keule ist. Eben so wird auch, meiner Meynung nach die Freymüthigkeit des Schmeichlers denen, welche sie prüfen, ganz weich und leicht vorkommen. Sie werden finden, daß dieselbe keine Festigkeit und Kraft zu widerstehen hat, und daß sie den Hauptküssen des Frauenzimmers gleicht, welche zwar

(*) Ilias. II. v. 140.

erst zu widerstehen scheinen, wenn man den Kopf darauf legt, aber sogleich nachgeben, und sich eindrücken lassen. Diese falsche Freymüthigkeit hat einen leeren und betriegerischen Schwulst, und sie ist nur darum so geschwollen, damit sie im Zusammenfallen denjenigen auffangen, und auf sich herunterziehen kann, der sich auf sie hinwirft. Allein die wahre und freundschaftliche Freymüthigkeit greift die Fehler an, und erweckt heilsame Schmerzen. Sie beißt und reinigt die Geschwüre, gleich dem Honige, und ist sonst eben so nützlich und süß, wie dieses. Hiervon aber werden wir besonders reden.

Ein Schmeichler ist allererst rauh, hart und unerbittlich in seinem Betragen gegen andere. Er verfährt streng mit den Bedienten, schmäht heftig über die Fehltritte seiner Verwandten und Hausgenossen; er schätzt und bewundert keinen Menschen, verachtet jedermann. Er sucht dadurch den Ruhm eines Feindes der Lasterhaften, daß er andern nichts übersieht

und

und sie durch seine bösen Nachreden zum Zorn reitzt. Man soll ihn für einen Mann ansehen, der niemals mit Wissen seiner Freymüthigkeit gegen sie Einhalt gethan oder ihnen in irgend einer Sache zu gefallen geredet oder gehandelt habe.

Eben dieser aber stellt sich, als wenn er die wirklichen und grossen Fehler gar nicht merke, oder wisse; er fährt nur auf die kleinen und äusserlichen Versehen hitzig zu. Diese greift er mit einer grossen Heftigkeit an, z. E. wann er ein Stück vom Hausgeräthe an unrechtem Ort liegen sieht, oder wann sein Freund sich nicht ordentlich den Bart scheeren läßt, oder in seiner Kleidung nachläßig ist, oder für den Hund, oder für das Pferd nicht gehörig sorgt. Allein die Geringschätzung, die man den Aeltern bezeugt, die Sorglosigkeit in der Erziehung der Kinder, die Verachtung, womit man seiner Ehegattin begegnet, der Stolz, den man gegen die Bedienten blicken läßt, und die Verschwendung des Vermögens;

alles dieses gehet ihn nichts an; bey diesen Fehlern ist er stumm und zaghaft. Er macht es so, wie diejenigen, welche die Kämpfer in den Ringeschulen salben. Diese lassen oft ihre Untergebenen trinken und schwelgen, und halten hernach mit grosser Strenge nur darüber, daß sie ihren Oelkrug und ihre Striegel nicht vergessen. Oder wie ein Sprachlehrer verfährt, der seinen Schüler zwar um der Schreibtafel und um des Griffels willen bestraft, aber es nicht zu hören scheint, wann jener die unerträglichsten Schnitzer begeht und sich ganz barbarisch ausdrückt. Gewiß, der Schmeichler gleicht hierinn einem schlechten und lächerlichen Lehrer der Redekunst, welcher an der Rede selbst nichts aussetzt, sondern nur über die Stimme viel zu sagen hat, und seinem Schüler sehr harte Verweise giebt, daß er kaltes Wasser trinke, und dadurch seine Stimme so verderbe; oder, wann er eine elende Schrift durchsehen soll, sich über das grobe Papier beschwert, und sich über die Un-

reinlich-

reinlichkeit und Nachläßigkeit des Schülers aufhält. So begegnete man dem Ptolomeus, der für einen Liebhaber der Wissenschaften gehalten wurde. Man stritt mit ihm über die Sprache, über einen Vers, und über eine Geschichte bis in die späte Nacht. Aber, wann er ungerechte und grausame Gewaltthätigkeiten verübte, wann er durch Pauckenschlagen und Flötenblasen die Zeit verderbte, da widersetzte sich ihm niemand. Der Schmeichler bringt also seine Freymüthigkeit nur bey solchen Gliedern an, die nicht beschädigt sind, und keine Schmerzen empfinden; und dies kömmt mir eben so vor, als wenn iemand einem Menschen, der mit Gewächsen und Fistelschäden geplaget wäre, mit einem chirurgischen Messer die Haare und die Nägel abschneiden wollte. Es giebt aber noch andre, welche listiger als diese sind, und das freymüthige Tadeln zum Vergnügen ihrer Gönner brauchen. Von dieser Art war Agis aus Argos. Wie Alexander einmal einen Possenreisser reichlich

beschenk-

beschenkte, so rief jener vor Neid und Betrübniß aus: O welche Thorheit! Der König kehrte sich zornig um, und fragte: Was sagest du? Agis antwortete: Ich gestehe es, es geht mir nahe, ja, ich werde unwillig, wenn ich sehen muß, daß ihr Helden, die ihr vom Jupiter herstammet, alle mit einander an Schmeichlern und lächerlichen Menschen Vergnügen findet. Denn Herculus hatte ja an den Cerkopen (*) und Bacchus an Silenen seine Lust; und bey dir sieht man ebenfalls dergleichen Leute wohl angeschrieben. Als der Kayser Tiberius einmal in den Rath kam, so stund einer von den Schmeichlern auf, und sagte, freye Leute müßten freymüthig und alles, was nützlich wäre, unerschrocken heraussagen. Wie er nun hiedurch alle Anwesende

(*) Die Cerkopen waren Brüder, Achemon und Passalus; sie stellten dem Herkules nach, als er schlief, welcher sie gefangen nahm, gebunden an seine Keule hängte, darnach wieder los ließ, und sie zur Kurzweil hatte.

wesende und den Tiberius selbst zu einer stillen Aufmerksamkeit gebracht hatte, so fieng er also an: Höre, o Cäsar, was wir alle an dir auszusetzen haben, aber keiner dir öffentlich zu sagen waget. Du denkest nicht an dich selbst, du opferst uns deinen Leib auf, und schwächst ihn durch die beständigen Sorgen und Arbeiten, welche du für uns übernimmst, und von welchen du weder Tag noch Nacht ausruhest. Da er noch vielmehr dergleichen Schmeicheleyen vorbrachte, so soll der Rhetor Cassius Severus gesagt haben; diese Freymüthigkeit wird dem Menschen den Kopf kosten. Doch solche Kunstgriffe haben noch so gar viel nicht zu bedeuten. Allein der ist den Unverständigen viel gefährlicher, und verderblicher, wann die Schmeichler gar solche Laster an ihnen tadeln, welche denen, die sie wirklich an sich haben, entgegengesetzt sind.

Diesen Kunstgrif brauchte der Schmeichler Himerius, da er dem niederträchtigsten und geitzigsten Reichen, der damals in Athen lebte, seine

Ver-

Verschwendung und Sorglosigkeit vorwarf, welche ihn und seine Kinder noch einmal in die äusserste Hungersnoth bringen würden. An Verschwendern tadeln sie wieder die Kargheit, wie Titus Petronius an Nero. Die Regenten, welche mit ihren Unterthanen grausam oder rauh umgehen, bitten sie, die gar zu grosse Gelindigkeit, die unzeitige und unnütze Barmherzigkeit abzulegen. Eben so verfahren auch diejenigen, welche mit dummen und einfältigen Leuten umgehen, und sich doch stellen, als wenn sie dieselben für sehr verschlagene Köpfe halten, und sich vor ihnen fürchten, und in Acht nehmen. Wann ein neidischer Mensch, der gern von andern böses redet, oder reden hört, sich etwann einmal dazubringen läßt, daß er einen Mann, der in gutem Rufe steht, lobet; so faßt ihn der Schmeichler sogleich, widerspricht ihm, und bestraft dieses als eine Schwachheit, die er an sich habe. Du lobest ja, sagt er, recht nichtswürdige Leute. Denn

was

was ist doch wol dieser Mensch? Was hat er denn herrliches gesagt, oder gethan?

Vornehmlich fallen die Schmeichler diejenigen, denen sie schmeicheln, bey ihren Liebessachen an, und machen die Glut noch grösser. Wann sie sehen, daß Zweytracht unter den Geschwistern ist, daß die Aeltern verachtet werden, und daß den Frauen sehr übermüthig begegnet wird, so strafen sie dieselben nicht, oder reden ihnen nicht zu, sie erhitzen ihren Zorn nur noch mehr. Du weissest nicht, sagen sie, wer du bist? Du bist selbst Schuld daran: Du hast dich nämlich in allem stets gehorsam und unterthänig aufgeführet. Wann zumal sein Gemüth wegen seiner Buhlerinu oder aus Liebe zu der ehebrecherischen Frau eines andern zornig oder eifersüchtig wird, so ist die Schmeicheley mit aller möglichen Freymüthigkeit da, und gießt mit aller Gewalt Oel ins Feuer, indem sie mit ihm zankt, und ihn anklagt, daß er sehr vieles thue, was einem Liebhaber nicht anständig, sondern

hart

hart und unerträglich sey. Sie ruft ihm zu:

Undankbarer, der du so manchen sanften Kuß
Durch nichts verdienet hast.

So haben Antons Freunde, welcher vor Liebe zu der Cleopatra braunte, ihn überredet, daß er von ihr geliebt werde, und ihm seine Unempfindlichkeit und seinen Stolz verwiesen; diese Königin, sagten sie, verließ ein so grosses Königreich, und ihren angenehmen königlichen Sitz, und muß mit dir im Kriege so viel ausstehen, als wenn sie deine Beyschläferinn wäre.

Du hast in deiner Brust ein unempfindlich Herz.--

Und du trägst nicht einmal Sorge für sie, da sie von so grossen Beschwerlichkeiten ganz mitgenommen wird. Diese Erinnerungen, als ob er Unrecht thäte, waren ihm sehr angenehm, und er hatte einen grossen Gefallen daran, daß sie ihm Verweise gaben, und ihn nicht lobten. Er merkte aber nicht: daß sie ihn ganz verderbten, da es

schien,

schien, als ob sie ihm nur Erinnerungen gäben.

Der Wein ist sonst ein gutes Mittel wider den Schierling. Allein, wann man ihn mit diesem vermischt, so benimmt man ihm seine Kraft zu helfen, und er eilt wegen seiner Hitze mit dem Gifte gleich zum Herzen. So machen es die bösen Gemüther mit der Freymüthigkeit. Sie wissen, daß dieselbe ein kräftiges Mittel wider die Schmeicheley ist, und schmeicheln also selbst vermittelst der Freymüthigkeit.

Daher hat Bias nicht ganz recht geantwortet, als er gefragt worden war, welches unter den lebendigen Thieren das gefährlichste sey: Unter den wilden sey der Tyrann, und unter den Zahmen der Schmeichler das gefährlichste. Man könnte mit grösserem Scheine der Wahrheit sagen, daß einige unter den Schmeichlern zahm, und andre wild sind. Die zahmen sind diejenigen, welche uns ins Bad und zu Tische begleiten: Hingegen solche, die

ihre Neugierigkeit, ihre Verleumdung und Bosheit, bis in das Innerste des Hauses und selbst in die weiblichen Zimmer bringen, und die gleich dem Polypen mit seinen Aesten alles anfassen, sind wild, grausam und unbändig.

Mich dünkt aber, daß man sich auch auf diese Art vor dem Schmeichler hüten kann, wann man folgendes weiß, und beständig vor Augen hat. In unsrer Seele herrscht theils die Vernunft mit der Liebe zur Wahrheit, und zu allem dem, was anständig ist, theils die Unvernunft, die Liebe zur Unwahrheit, und die Leidenschaft. Der Freund hält sich immer zum edelsten Theile, als Rathgeber und Sachwalter desselben; wie ein Arzt, der unsre Gesundheit erhält, und immer verbessert. Der Schmeichler aber gesellt sich zur Unvernunft und zu den Leidenschaften. Diese kitzelt er; diese sucht er zu überreden, und von allem Nachdenken zu entfernen; für diese ersinnt er allerley angenehme, aber zugleich schädliche Empfindungen. Wie es nun Spei-

sen giebt, welche weder das Blut mit neuen Säften bereichern, noch der Lunge nützen, noch die Nerven oder das Mark verstärken; sondern nur im Leibe Unordnung erregen, und das Fleisch zum Faulen bringen: Eben so wird eine vernünftige und weise Denkensart durch des Schmeichlers Reden nicht vermehret; er schmeichelt an uns entweder einer verliebten Leidenschaft oder erhitzt den unvernünftigen Zorn, oder reizt den Neid, oder vergrössert den leeren und aufgeblasenen Schwulst des Hochmuths, oder vermehrt unsre Betrübniß durch sein Mitleiden, oder macht eine bösartige, niederträchtige und halsstarrige Gemüthsart durch Vermuthungen oder Verleumdungen, die er solchen Leuten beständig beybringt, immer noch mürrischer und mißtrauischer. Durch diese Kennzeichen kann er uns so kenntlich werden, daß er uns nicht entwischen wird, wenn wir nur auf ihn Achtung geben. Er stellet immer einer Leidenschaft nach, und nähret sie. Er schwellet allemal die Geschwüre

unsrer Seele auf, und entzündet sie noch mehr. Bist du zornig? Sagt er zu seinem Freunde; so strafe: Verlangst du die Sache? Kaufe sie; fürchtest du dich? Laß uns ziehen: Argwöhnest du? Glaube es.

Wenn man ihn aber bey diesen Leidenschaften nicht erkennen kann, weil die Vernunft von der Grösse und Heftigkeit derselben übertäubt wird, so wird man ihn bey den übrigen leichter erkennen, weil er immer sich gleich bleibt. Wann jemand meynt, daß er zu viel getrunken, und den Magen zu sehr angefüllt habe, und daher zweifelt, ob er wol ins Bad gehen, oder etwas zu sich nehmen dürfe; so wird ihn ein guter Freund wegführen, und ihn ermahnen, sich wol vorzusehen, und auf sich Acht zu haben. Der Schmeichler hingegen wird ihn ins Bad ziehen, und ihm etwas vorsetzen lassen, damit er seinem Körper durch die Mäßigkeit keinen Schaden zufügen möge. Wann er sieht, daß man aus Weichlichkeit keine rechte Lust zur Reise, zur

Schif-

Schiffahrt, oder zu einer andern Verrichtung hat; so wird er sagen, daß es eben noch nicht die höchste Zeit sey, daß man es schon aufschieben, oder durch einen andern könne verrichten lassen. Wann jemand versprochen hat, daß er seinem guten Freunde Geld vorstrecken, oder schenken wolle, und hernach sein Versprechen bereut, dennoch aber sich schämt, dasselbe nicht zu halten, so giebt der Schmeichler immer dem Schlimmern das Uebergewicht, spricht für seinen Beutel, vertreibt ihm die Schamröthe, und hält ihm vor, daß er sparsam seyn müsse, da er sonst grosse Ausgaben zu bestreiten habe. Wenn wir also nur unsre Begierden, unsre Unverschämtheit und unsre Blödigkeit nicht selbst vor uns verbergen, so wird sich der Schmeichler gewiß nicht vor uns verbergen können. Denn in allen diesen Leidenschaften bestärket uns der Schmeichler, und er bedient sich der Freymüthigkeit, uns zu diesen Ausschweifungen zu verführen.

Dieses mag hievon genug seyn. Laßt uns denselben in Absicht uf die Dienstleistungen und Gefälligkeiten betrachten. Denn hierinn erregt der Schmeichler wirklich so viel Verwirrung und Ungewißheit, daß man ihn kaum vom Freunde unterscheiden kann; weil er in allen Geschäften unverdrossen und willig zu seyn scheint, ohne sich ein einzigmal zu weigern. Die Aufführung des Freundes ist, wie die Rede der Wahrheit, nach den Worten des Euripides, natürlich, ungeputzt und ungekünstelt. Die Sprache des Schmeichlers ist an sich selbst krank und brauchet recht kräftige Arzneyen, und gewiß in grosser Menge. Wann ein Freund dem andern begegnet, so sagen sie oft beyde einander nichts; sie sehen einander nur lächelnd an, sie geben einander ihre innerliche Freundschaft und Vertraulichkeit durch Blicke zu erkennen, sie verstehen sich, und gehen vorbey. Allein der Schmeichler rennt, verfolgt uns, und reicht uns schon von weitem seine Hand, und wenn man ihn etwann zuerst gesehen und

angeredet hat, so rechtfertigt er sich mit tausend Zeugen und Schwüren, daß er uns nicht gesehen habe. Freunde vergessen in denen Geschäften, welche man ihnen aufträgt, viele Kleinigkeiten; sie brauchen nicht immer die allergenaueste Sorgfalt, sie stecken sich nicht in viele Geschäfte, die sie nichts angehen, und drängen sich nicht zu allen Freundschaftsbezeugungen. Allein der Schmeichler ist hierinn unermüdet. Er läßt andern gar keinen Platz, keine Gelegenheit mehr übrig, seinem Freunde zu dienen. Er will immer gebraucht seyn, und wann man ihn nicht braucht, so verdrießt es ihn, so ist er ganz betrübt und beklagt sich. Es werden demnach diejenigen, welche Verstand haben, auch hieraus entdecken können, daß dieses keine wahre und vernünftige, nur eine buhlerische Freundschaft sey, die uns bereitwilliger liebkoset und umarmet, als es nöthig ist. Wir müssen aber zuerst auf den Unterschied sehen, der sich in den Verheissungen des Freundes und des Schmeichlers be-

findet. Unsre Vorfahren haben recht gesagt, von den beyden Versen Homers:

Sprich, was verlangest du? Ich stille dein Verlangen,
Wenn es zu stillen steht, und ich es stillen kann. (*)

Wäre der letzte das Versprechen des Freundes, so wie der Schmeichler bey seinem Versprechen bloß den ersten zu brauchen pflegte. Auch die Comödienschreiber bringen dergleichen Leute auf den Schauplatz. Einer von ihnen läßt den Schmeichler also sprechen: O Nikomachus, schicket mich auf den Soldaten los. Ich will ihm den Puckel so voll prügeln! Ein Schwamm soll nicht so weich seyn, als ich ihm sein Gesicht machen will, u. s. w.

Kein wahrer Freund wird etwas ausführen helfen, wo man ihn nicht erst um Rath gefragt, wo er nicht vorher wohl erwogen, ob das Vorhaben anständig und zuträglich sey, und wenn er nicht seinen Beyfall darzu gegeben

(*) Ilias. Z. v. 159.

ben hat. Hingegen der Schmeichler wird nicht allein in allem nachgeben, und alles zulassen, wenn er zu der Berathschlagung gezogen wird, und von einer Sache sein Gutachten geben soll, sondern er fürchtet sich, auch bey uns in den Verdacht zu kommen, als wenn er zaudern, oder die Verrichtungen nicht gern über sich nehmen wolle. Er eilt daher, überläßt sich uns, und bequemet sich nach unsern Begierden. Man wird wohl nicht leicht einen Reichen oder einen König finden, welcher sagen könnte:

Ein Bettler sage mir die Wahrheit ohne Scheu,
Und, was er von mir denkt nicht furchtsam,
sondern frey,
Wenn ers nur redlich meint.

Denn diese verlangen die Lobeserhebungen der Freunde, wie die tragischen Schauspiele den Chor, oder den Beyfall des Theaters. Daher sagt die tragische Merope:

Die Freunde halte werth, die dir nicht tückisch
schmeicheln,
Doch die verbotner Lust und den Begierden
heucheln,

Die laß nicht in dein Haus.

Hingegen jene machen es viel anders. Diejenigen, welche nicht mit ihren Worten schmeicheln, sondern ihnen zum Besten widersprechen, können sie nicht leiden. Die Schmeichler aber, die sclavischen Betrüger, lassen sie nicht nur über die Schwellen in das Haus, sie geben ihnen so gar zu ihren Leidenschaften und geheimsten Angelegenheiten den Zugang.

Ein Schmeichler, der etwas einfältig ist, sieht nicht sehr darauf, bey unsern Geschäften seinen Rath mitzutheilen, er will lieber nur einen Diener und Gehülfen dabey abgeben; und nur hierzu gebraucht seyn. Allein ein andrer, der verschlagner ist, führt sich hiebey ganz anders auf. Als Rathgeber zweifelt er nur mit uns, runzelt die Stirne, er nickt mit uns den Kopf; aber er sagt nichts. Wann nun sein Freund einen Einfall hat, und ihn vorbringt, so spricht er: Ihr Götter! Du kömmst mir eben zuvor; ich wollte den Augenblick

blick eben das sagen. Die Mathematik lehret uns, daß die Flächen und die Linien an sich selbst weder gebogen, noch ausgedehnet, noch bewegt werden können, weil sie blosse Begriffe sind, und nichts körperliches an sich haben; und daß sie nur mit den Körpern, als deren Gränzen sie sind, gebogen, ausgedehnt und bewegt werden. Eben so werden wir auch wahrnehmen, daß der Schmeichler immer mit andern meynt und urtheilt, mit andern empfindet und zornig wird; und wir können ihn durch dieses Merkmal sehr leicht entdecken. Noch leichter aber kann man ihn durch die Art, wie er andern dient, von dem Freunde unterscheiden. Die Gefälligkeit, die ein Freund uns erweiset, hat ihre grösste Kraft gleichsam innerlich. Sie hat nichts äusserliches, nichts, das in die Augen fällt, oder einer ruhmredigen Pralerey ähnlich sieht. Wie ein Arzt heilt, ohne daß man es weiß, so hilft uns ein Freund, indem er uns gleichsam von ohngefehr besucht, oder wir merken es oftmals

mals erst, wann er weg ist, wie sehr er für uns besorgt gewesen. So begegnete Arcesilaus seinen Freunden, und unter andern auch dem Kranken Apelles von Chios. Wie er von desselben Armuth hörte, so steckte er einmal zwanzig Drachmen zu sich, und besuchte ihn. Er setzte sich neben ihn nieder, und sagte: Hier finde ich ja nichts, als die vier Elemente des Empedokles.

Wasser, Feuer, Erd und Luft.

Du ligst auch nicht bequemlich genug. Darauf legte er ihm das Kopfküssen zurechte, und steckte zu gleich das Geld darunter, ohne daß es jener merkte. Wie Arcesilaus weggegangen war, fand des Apelles alte Aufwärterinn das Geld, und verkündigte es voller Verwunderung ihrem Herrn. Apelles lachte darüber, und sagte: Das ist ein loser Streich von dem Arcesilaus. Man kann auch von den Weltweisen sagen, daß sie ihren philosophischen Vätern oft gleich sind. Unter die Zahl solcher Kinder gehört Lacydes, ein Schüler, des Arcesilaus.

Als Kephisokrates eines Staatsverbrechens wegen angeklagt wurde, so war Lacydes mit den andern Freunden desselben beym Gerichte gegenwärtig. Als nun der Ankläger dem Beklagten den Ring, worauf die ganze Sache ankam, abfoderte, so ließ Kephisokrates ihn heimlich bey sich herunter gleiten, Lacydes merkte es gleich, und trat mit dem Fusse, drauf, daß niemand den Ring gewahr ward. Kephisokrates ward losgesprochen, und gieng zu den Richtern, um sich deswegen bey ihnen zu bedanken. Einer von diesen aber mußte das, was mit dem Ring vorgefallen war, gesehen haben, und sagte zu ihm, er möchte diese Wohlthat nur dem Lacydes verdanken. Darauf erzählte er ihm die ganze Geschichte, welche doch Lacydes selbst keinem Menschen gesagt hatte. Ich glaube, daß die Götter selbst auf eine so verdeckte Art, daß wir es nicht merken, und die meisten Wohlthaten erweisen, uns schon allein im Wohlthun ihr Vergnügen finden. Aber der Schmeichler führt

sich

sich hierbey ganz anders auf. In allem, was er thut, ist nichts gerechtes, nichts wahres nichts natürliches, nichts edelmüthiges; er schwitzt, er läuft hin und her, er schreyt, er runzelt die Stirne, daß es scheint, als wenn er sich es noch so sauer werden lasse, und noch so eilfertig sey, uns einen Gefallen zu erzeigen. Er gleicht hierinn denen Gemählden, worinnen wir Stärke und Lebhaftigkeit zu finden glauben, weil die geringsten Kleiderfalten, Runzeln und Winkel mit einer mühsamen Arbeit, und einem Ueberflusse der hellsten Farben vorgestellt sind. Er quält uns aber auch durch seine Erzählungen, wenn er uns weitläuftig berichtet. Was für listige Streiche er unsertwegen gespielt, was für Sorgen er sich gemacht, wie viele Feinde er sich erweckt habe. Er erzählt noch tausend dergleichen Thaten und grosse Unglücksfälle, daß sein Gönner sagen muß: Das war ja so vieler Mühe nicht werth. Jede Gefälligkeit wird uns zur Last und unerträglich, ja, sie ist keine

Gefäl-

Gefälligkeit mehr, so bald man sie uns vorwirft. Aber hier ist dies noch besonders, daß der Schmeichler andern seine Dienste, nicht, nachdem er sie ihnen schon erwiesen hat, sondern sogleich, indem er sie ihnen erweiset, vorzuwerfen scheint und seine Freunde deswegen schamroth macht. Wenn der Freund auch ja einmal genöthigt wird, seine Wohlthat zu erzählen, so redet er davon auf die bescheidenste Art, von sich selbst aber sagt er kein Wort. Als die Stadt Smyrna Mangel an Lebensmitteln litt, so schickten ihr die Lacedemonier Getraide. Die Smyrner erstaunten über diese Güte; ihre Wohlthäter aber liessen dabey nicht das geringste praleriſche Wort von sich hören. Alles, was sie sagten, war dieses: Wir beschlossen, uns und unsern Lastthieren das Mittagsmahl von einem Tage zu entziehen, und da haben wir das zusammengebracht. Eine solche Wohlthat ist nicht allein edel, sie ist auch denen, welche sie geniessen angenehmer, weil sie glauben, daß ihre

Freunde

Freunde dadurch, daß sie ihnen nützen, selbst keinen grossen Schaden leiden.

Man erkennt aber den Schmeichler nicht nur an seinem beschwerlichen Betragen bey Dienstleistungen, nicht nur an seinem Leichtsinn in dem Versprechen: Die innere Güte und Schändlichkeit der Handlungen, der Nutzen oder das Vergnügen, das daraus entspringt, wird uns denselben weit leichter entdecken. Ein Freund, sagt Gorgias, wird zwar nur bey gerechten Unternehmungen Hülfe von seinem Freunde begehren, und ihm zugleich bey Sachen, die nicht gar rechtmäßig sind, nützliche Dienste leisten. Der wahre Freund denkt nicht also: Er ist sein Gefährte in der Weisheit nicht in der Raserey: Er wird seinen Freund von jedem unanständigen Unternehmen abzuziehen suchen. Du kannst nicht, sagt er, wie Phokion zum Antipater, zugleich einen Freund und einen Schmeichler an mir haben; das ist, einen Freund, der nicht Freund ist, wann er ihn nicht davon abbringen kann:

Ein

Ein Freund nimmt Theil an seines Freundes Thaten, aber nicht an seinen Uebelthaten, an seinen Berathschlagungen, aber nicht an seinen Nachstellungen, an seinem Zeugniß für die Wahrheit, nicht an seinen Betrügereyen, an seinem Unglück, nicht an seinen Ungerechtigkeiten. Er will nichts schändliches von seinem Freunde wissen, vielweniger ihm darinn helfen oder Gesellschaft leisten.

Wie die Lacedämonier vom Antipater geschlagen waren, und mit ihm Frieden machten, so baten sie, er möchte ihnen eine Strafe auflegen, welche er wollte, wenn er nur nichts schändliches von ihnen verlangte. Eben so edel bezeigt sich der Freund. Ist er in dem Falle, uns einen Dienst zu erweisen, der entweder mühsam, oder gefährlich ist, oder Unkosten verursacht, so kömmt er uns zuvor, und anstatt sich zurückzuziehen, oder die geringste Entschuldigung zu machen, verlangt er, gerufen zu werden, und an unsern Berathschlagungen Theil zu nehmen. Allein wann wir

solche Gefälligkeiten von ihm fodern, die nur einigermassen etwas schändliches an sich haben, so lehnt er es von sich ab, und bittet uns sehr, daß wir ihn in Ruhe lassen, und verschonen mögen. An dem Schmeichler sehen wir gerade das Gegentheil. Verlangen wir mühsame und gefährliche Dienste von ihm, so schlägt er es uns ab. Man darf an ihm nur anklopfen, und dann auf den Ton hören, den er von sich giebt, (*) so wie man die Festigkeit irdner Gefässe nach ihrem Klange zu beurtheilen pflegt. Sogleich wird er eine Entschuldigung vorbringen, die uns zu erkennen giebt, wie unedel er sey, und wie wenig man sich auf ihn verlassen könne. Aber man mißbrauche ihn nur einmal zu schändlichen und niederträchtigen Verrichtungen: ja man trette ihn mit Füssen! Er wird nichts für schrecklich, nichts für schimpflich halten. Siehst du wol

den

(*) So sagt Persius. Sat. III. v. 21.

- - - - sonat vitium percussa, maligne
Respondet viridi non cocta fidelia limo.

den Affen, mein Freund! Er kann das Haus nicht bewachen, wie der Hund; er kann nicht tragen wie das Pferd; noch den Acker pflügen wie die Ochsen. Daher läßt er mit sich spielen, sich necken und verspotten; ja er macht sich selbst zum Gelächter. Der Schmeichler spielt eine eben so schlechte Person. Weil er uns weder mit Rathe noch mit Gelde beyzustehen vermag, und in allen denen Geschäften, welche Mühe und Sorgfalt erfodern, dem Freunde nicht nachkommen kann, so ist er nur in den heimlichen und verdächtigen Verrichtungen dienstfertig und getreu.

Der Schmeichler ist ein guter Unterhändler in Liebesangelegenheiten, sehr sorgfältig eine Buhlerin heimlich wegzuschaffen, bemüht, die Sorgen für die Bezahlung des Schmauses wegzuschaffen, hurtig, Schmausereyen zu bestellen, und beträgt sich als ein unterthäniger Diener gegen die Beyschläferinnen. Er ist hurtig, grob gegen die Anverwandten zu seyn, wenn es ihm geheissen wird, die rechtmäßige

Frau aus dem Hause verstossen zu helfen und ist dabey unbarmherzig und unverschämt. Man wird daher in solchen Dingen den Schmeichler leicht entdecken können. Denn wenn man ihm etwas niederträchtiges und schändliches gebeut, so wird er sich uns angenehm zu machen, gar kein Bedenken tragen. Wenn wir Achtung auf ihn geben, wie er sich gegen unsre andern Freunde aufführet, so werden wir leicht sehen, wie weit er von einem Freunde unterschieden ist. Einem rechtschaffenen Freunde ist nichts liebers, als mit vielen zugleich zu lieben, und geliebt zu werden, und darum giebt er sich für seinen Freund stets Mühe, daß er von vielen möge geliebt und hochgeachtet werden. Denn da er dafür hält, daß Freunde alles mit einander gemein haben müssen, so glaubt er, daß sie nichts mit einander mehr gemein haben müssen, als die Freunde selbst. Hingegen der falsche und unächte Freund, welcher weiß, wie sehr er die Freundschaft beleidigt, da er sie als eine Münze verfälscht,

ist von Natur neidisch; und beweißt auch seinen Neid gegen andre, indem er sucht, sie durch seine Possen und seine Schwazhaftigkeit zu übertreffen. Vor einem wahren Freunde zittert und bebt er, weil er ihm so wenig zukömmt, als ein Fußgänger einem lydischen Wagen, weil er gegen ächtes Gold, wie Simonides sagt, selbst als Bley nicht einmal rein ist. Wenn also die leichte und falsche Freundschaft mit der wichtigen und ächten verglichen wird, so hält der Schmeichler die Probe nicht, er macht es so, wie jener Maler, der einige Hähne sehr schlecht gemalt hatte. Dieser befahl seinem Lehrlinge, die wahren oder lebendigen Hähne von seinem Gemälde so weit, als möglich, wegzuscheuchen. Eben so entfernt jener von seinem Gönner die wahren Freunde, und läßt sie nicht mit ihm bekannt werden. Kann er aber dieses nicht verhüten, so streichelt und begleitet er sie öffentlich, wie ein Hund; ja er bewundert sie, als Leute, die vor ihm einen Vorzug haben; und heimlich

streuet er einige Verleumdungen aus, um seines Freundes Argwohn gegen sie zu erregen, allein, wenn er auch sein Vorhaben nicht sogleich zu Stande bringen kann, und wenn ihm seine List nicht gleich gelingt, so denkt er immer an die Worte des Medius. Dieser war unter dem Haufen der Schmeichler, welche den Alexander umgaben, gleichsam das Haupt, und der oberste Sophist im ersten Gliede. Er gab die Lehre, man sollte nur andre muthig durch Verleumdungen angreifen und beissen; und setzte hinzu, wenn auch derjenige, welchen man gebissen hätte, seine Wunde heilen ließe, so würde doch die Narbe der Verleumdung da bleiben. Von dergleichen Narben war Alexander voll; oder besser zu sagen, von diesem Krebse war er ganz zerfressen: Und das war die Ursache, warum Kallisthenes, Parmenio und Philotas sterben mußten. Er übergab sich den Händen eines Agnons, eines Bagoas, eines Agesias und eines Demetrius. Diese fielen vor ihm nieder,

putzten

putzten ihn auf, und bildeten ihn, wie ein ausländisches Götzenbild; und selbst unter der Zeit, da sie dies thaten, war er ihr Sklave, und sie konnten mit ihm machen, was sie wollten. Eine so grosse Macht hat der Umgang, welcher bloß zugefallen sucht, über die Menschen; und die größte hat er, meiner Meynung nach, über die, welche sich selbst für die größten halten. Denn, wenn wir die größten Vollkommenheiten zu besitzen wünschen, und zugleich sie schon an uns zu finden glauben, so findet der Schmeichler leicht bey uns Glauben und wir machen ihn dadurch verwegen. Auf dem Erdboden sind die hohen Oerter nachstellenden Feinden schwer zu ersteigen. Mit der Seele verhält es sich anders. Wann es ihr am Verstande fehlt, und sie ihre Höhe nur dem Glücke oder einem guten Naturelle zu danken hat, so können die kleinsten und niedrigsten Feinde ihr am leichtesten beykommen. Daher wiederhole ich hier die die Ermahnung, welche ich schon im An-

fange dieſer Abhandlung gegeben habe: daß man nämlich ſeine Selbſtliebe und die gar zu gute Meynung, die man von ſich ſelbſt hat, ausrotte. Denn dieſe ſchmeichelt uns zuerſt; dadurch macht ſie uns zu ſchwach, den Schmeichlern, die vor unſrer Thüre liegen, zu widerſtehen, und bereitwillig ſie aufzunehmen. Wenn wir aber dem Gott gehorchen, und uns den Spruch: Erkenne dich ſelber, merken wollen, (wie denn ein jeder nothwendig ſich denſelben merken ſollte) ſo müſſen wir unſre Natur und unſre ganze Erziehung durchſehen. Dann werden wir finden, wie viel Vollkommenheiten uns fehlen, und wie viel Fehler und Thorheiten in unſern Handlungen, Reden und Leidenſchaften ſich miſchen. Und dann werden wir uns auch von den Schmeichlern nicht ſo gar leicht nach ihrem Gefallen mißhandeln laſſen. Alexander ſagte, er glaubte denen, welche ihn einen Gott nennten, niemals weniger, als wenn er ſchliefe, oder der Liebe pflegte, weil er in dieſen Umſtänden

ständen sich unedler und schwächer und unter sich selbst erniedriget fühlte. Eben so werden wir auch, wann wir alles das, was an uns schändlich, niederträchtig und unanständig ist, mit allen den Fehlern, welche wir je begangen haben, bemerket haben, einsehen lernen, wie nöthig uns Freunde seyn; aber nicht solche, welche uns preisen und erheben: Sondern solche, welche uns freymüthig die Wahrheit sagen, und uns tadeln, so oft wir uns vergehen. Allein es giebt unter einem so grossen Haufen von Freunden sehr wenige, welche nicht ihren Freunden nach dem Munde reden und bloß angenehm zu seyn suchen; die sich unterstehen ihnen die Wahrheit zu sagen. Unter diesen wenigen aber wird man wieder nicht leicht einen finden, der die Wahrheit zu sagen weiß, denn die meisten glauben, daß sie freymüthig reden, wann sie nur schimpfen und schmählen. Allein die Freymüthigkeit erweckt sowol, wie eine andre Arzney, wenn sie nicht zu rechter Zeit angebracht wird, unnütze

Schmerzen; und kann vermittelst der Schmerzen eben die Wirkung verursachen, welche die Schmeicheley durch lauter angenehme Empfindungen hervorbringt. Denn es schaden nicht allein diejenigen, welche zur Unzeit tadeln. Diese unvorsichtigen Bestrafungen machen es den Schmeichlern leicht, uns zu fangen, sie entblössen uns, und übergeben uns in ihre Hände. Wir fallen von dem, was uns so vest widersteht, und abstößt, gleich dem Wasser, zu demjenigen herab, das hohl und weich ist. Darum muß man die Freymüthigkeit mit der Kunst zu leben und einer reifen Vernunft verbinden, und dadurch den zu starken Glanz des vorgehaltenen Lichtes mildern, damit unsre Freunde, wann wir ihnen zu heftige Schmerzen verursachen, wann wir uns über alles aufhalten, und bey jedem Worte, das sie vorbringen, auffahren; nicht vor uns fliehen, ihre Zuflucht im Schatten des Schmeichlers suchen, und sich zu dem wenden, der ihnen gar keine Schmerzen erweckt. Nur durch

die

die Tugend, mein Philopappus, und nicht durch das entgegengesetzte Laster, müssen wir jedes Laster vermeiden. Wir müssen nicht denen folgen, welche die Blödigkeit mit der Unverschämtheit, die Grobheit mit einer gezwungenen Artigkeit verwechseln; und sich von der Furchtsamkeit und Weichlichkeit desto mehr zu entfernen glauben, je näher sie der Frechheit und Verwegenheit kommen. So glauben einige, sie können den Verdacht des Aberglaubens oder der Dummheit nicht besser von sich ablehnen, als wenn sie Gotteslängner oder Spitzbuben werden. Diese Leute machen es mit ihren Sitten eben so, als wenn ein einfältiger Mensch ein krummes Holz gerade machen wollte, und es darum auf die andre Seite krümmte. Man vermeidet also die Schmeicheley auf eine sehr schlechte Art, wann man unangenehm wird, ohne dadurch Nutzen zu schaffen; und es ist ein sicheres Zeichen, daß ein Mensch zur Freundschaft und zum Umgange gar nicht gemacht ist, wann er

das,

das, was bey der Freundschaft niederträchtig ist, nicht anders als durch ein verdrießliches und unangenehmes Wesen zu vermeiden weiß. So glaubt der freygelaßne im Lustspiele erst dann das Recht der Gleichheit zu geniessen, wann er frey auf jedermann schimpfen kann. Wie es nun aber schändlich ist, in die Schmeicheley zu verfallen, um sich in Gunst zusetzen; so ist es eben so schändlich, durch eine unmäßige Freymüthigkeit bey der Freundschaft dasjenige, was ihr nützlich seyn kann, zu verderben, um nur kein Schmeichler zu seyn. Man muß keines von beyden thun: Man muß vielmehr, wie in andern Dingen, also auch in der Freymüthigkeit, wenn sie gut seyn soll, die Mittelstrasse halten. Daher scheint meine Abhandlung selbst zu verlangen, daß ich, noch eh ich schliesse, darüber einige Vorschriften gebe.

Da wir also an der Freymüthigkeit viele ihr nachtheilige Fehler wahrnehmen, so müssen wir dieselbe vor allen Dingen von unsrer

Eigen-

Eigenliebe reinigen, und uns wohl vorsehen, wenn wir einen Freund bestraffen, daß wir nicht unsrer eignen Angelegenheiten wegen beleidigt und aufgebracht zu seyn und es deswegen zu thun scheinen. Denn man glaubt daß eine Erinnerung, die man für sich selbst thut, nicht aus Liebe, sondern aus Zorn entstehe, und man hält sie nicht für eine Vermahnung, sondern für eine Klage: Die Freymüthigkeit ist freundschaftlich und edel; Klagen hingegen rührt von der Eigenliebe und von einem unedlen Gemüthe her. Daher verehren und bewundern wir diejenigen, die uns unsre Fehler frey ins Gesicht sagen; allein die Ankläger müssen ein gleiches leiden, und werden von uns verachtet. So konnte Agamemnon den Achilles nicht vertragen, welcher doch seine Freymüthigkeit nicht zu weit zu treiben schien, und dem Ulysses gab er nach, welcher ihn doch hart anließ, und sagte:

Du Feldherr, der du schadest!
O führtest du doch itzt ein anders Kriegsheer an.

Weil

Weil ihn des Ulysses kluge und verständige Rede zurecht wieß. Denn da dieser so zornig und freymüthig redete, so geschahe es nicht seiner eignen Angelegenheiten wegen, sondern dem ganzen Griechenlande zum Besten: Achill hingegen schien nur seiner selbst wegen aufgebracht zu seyn. Selbst dieser Achill, welcher doch im geringsten nicht sanftmüthig war, nichts leiden konnte; und ein so strenger Held war, daß er selbst einen unschuldigen anklagte, hörte dem Patroklus geduldig zu, wenn er ihm viele solche Dinge vorwarf:

Grausamer, Peleus nicht, nicht Thetis zeugten dich,
Dich zeugten Meer und Fels, weil dein Gemüthe sich
Durch nichts bewegen läßt. (*)

Hyperides verlangte von den Athenern, sie sollten nicht allein darauf sehen, ob seine Rede bitter sey, sondern auch ob er ohne Eigennutz so scharf mit ihnen rede. So ist auch die Vermahnung

(*) Ilias II. v. 33.

mahnung eines Freundes, wenn sie von allen Privat-Leidenschaften frey ist, ehrwürdig, und hat ein solches Ansehen, daß man sich nicht getrauen darf, seine Augen darwider aufzuheben. Wenn also ein Freund zu dem andern mit aller Freymüthigkeit redet, und dabey nicht an die Fehler gedenkt, mit welchen er ihn beleidigt hat, und sie mit Stillschweigen übergeht, und dafür andre Vergehungen an ihm bestraft, ohne ihn zu schonen: So kannn man einer solchen Freymüthigkeit unmöglich widerstehen, eine so liebreiche und gelinde Vermahnung wird eben dadurch schärfer und beissender. Man sagt daher mit Recht, Freunde müssen bey ihren Uneinigkeiten vornämlich in ihren Handlungen auf den Nutzen und auf die Ehre ihrer Freunde sehen. Es ist aber nicht weniger freundschaftlich, wenn uns unsre Freunde verächtlich begegnen, ihnen alsdann mit aller Freymüthigkeit zuzureden, wenn sie gegen andre eine gleiche Verachtung bezeigen. So machte es Plato mit dem Dionysius

nysius. Als er von diesem Könige verachtet und mit ihm uneinig ward, so bat er sich bey ihm eine bequeme Zeit aus, mit ihm zu reden. Dionysius verwilligte ihm dieselbe, und glaubte, er würde sich seinetwegen über ihn beklagen. Plato aber redete folgender Gestalt mit ihm: Wenn du wüßtest, Dionysius, daß jemand mit einem feindseligen Gemüthe, dich zu verletzen, nach Sicilien gekommen wäre: Es fehlte ihm aber nur die Gelegenheit darzu: Wolltest du ihn wohl fortschiffen, und ungestraft von hier abreisen lassen? Nichts weniger, Plato, antwortete Dionysius, denn man muß nicht allein die Thaten, sondern auch den Vorsatz der Feinde hassen und bestrafen. Wie aber, versetzte Plato; Wenn jemand aus Liebe zu dir hieher gekommen wäre, und dir gern in einem Stücke nützlich seyn wollte; du gäbst ihm aber nur keine Gelegenheit darzu; ist es wohl billig, daß du ihm nicht allein keine Gnade erweisest, sondern ihm auch noch verächtlich begegnest? Als ihn hierauf Dionysius

fragte,

fragte, wer dieses wäre, so sagte Plato: Aeschines, ist einer von den vertrauten Freunden des Sokrates, ein redlicher Mann, auch vor andern geschickt, denenjenigen, mit welchen er umgeht, gute Erinnerungen zu geben. Und diesem Manne, welcher eine so grosse Reise über das Meer zu dir gethan, sich mit dir von der Philosophie zu unterreden, wird von dir verächtlich begegnet. Dieses Verfahren des Plato bewegte den Dionysius so sehr, daß er ihn umarmte, und zärtlich an sich drückte. Er bewunderte die Großmuth und Gewogenheit desselben, und sorgte hierauf für den Aeschines auf eine rühmliche und königliche Weise.

Hierauf müssen wir die Freymüthigkeit von allen schimpflichen Spöttereyen und Verhöhnungen, und von allem muthwilligen Gelächter reinigen, womit man sie insgemein würzen und angenehm machen will. Ein Arzt, welcher einen Schnitt in das Fleisch thut, muß eine leichte und geschickte Hand haben:

Er muß nicht auf eine flüchtige, ungestüme und unvorsichtige Weise mit derselben herumfahren und gauckeln. So muß auch die Freymüthigkeit gefällig und angenehm seyn: Wenn nur mit der Anmuth die Ernsthaftigkeit bestehen kann welche aber bey der Freyheit, der Possenreisserey, und dem Spotte gänzlich verlohren geht. Daher hat jener Sänger auf eine sehr kluge und artige Weise den König Philippus, als er mit ihm über das Saitenschlagen streiten wollte zum Stillschweigen gebracht. Da behüte dich der Himmel, o König, sagte der Sänger, daß du dieses etwa besser, als ich, verstehen solltest. Hingegen hat Epicharmus nicht schicklich geredet, als ihn Hiero einige Tage darauf, nachdem er einige seiner Freunde umgebracht, zu Gaste gebeten. Er sagte zu ihm: Nicht wahr, du hast neulich, da du opfertest, deine Freunde nicht dazu eingeladen? Eben so schlimm hat Antiphon gesprochen, als man bey dem Dionysius die Frage aufgeworfen, welches Erz das beste sey. Dasjenige Erz sagte

Antiphon, wäre dem andern weit vorzuziehen, aus welchem die Athenienser die Bildsäulen des Harmodius und des Aristogiton verfertiget hätten. Solche bittre und beissende Reden nützen nichts: Und so grobe Spöttereyen und Scherze können nicht ergötzen: Sie rühren von einer mit Bosheit, Schmähsucht, und Haß vermischten Ungezogenheit her, wodurch sich ihre Urheber selbst ins Unglück bringen, indem sie nach dem Sprüchworte um den Brunnen her tanzen. Der Dionysius ließ den Antiphon umbringen. Eben darum fiel Timagines aus der Gnade des Julius Cäsars. Er redete zwar niemals zu frey; sondern er mischte nur bey Gastereyen, und beym Spazierengehen, das was nach seiner Meynung,

Das Volk der Danaer zum Lachen reitzen konnte, (*)

aber gar in keiner ernsthaften Absicht mit ein, allein unter dem Vorwande der Freundschaft brachte er eine spöttische Lästerung vor. Die

(*) Ilias, B. v. 215.

Lustspieldichter haben auf der Schaubühne viel heilsame, und im bürgerlichen Leben sehr nützliche Lehren vortragen. Allein ihre Freymüthigkeit hatte gar keinen Nutzen mehr, als sie das Lächerliche und Poßierliche mit ihren Lehren vermischten. Sie sind so gar dadurch in das Geschrey der Bosheit und der ungezognen Spötterey gekommen, und ihre Reden haben darum bey ihren Zuhörern alle Frucht verloren. Man kann zwar sonst auch mit seinen Freunden lachen und schertzen; nur muß die Freymüthigkeit ernsthaft und gesittet seyn. Und wenn die Rede von wichtigen Sachen ist: so muß sie so wohl dem Affecte, als der Stellung und Stimme nach beweglich und überzeugend seyn. Versäumt man die bequeme Zeit und Gelegenheit, so hat man allemale grossen Nachtheil, vornehmlich aber bey der Freymüthigkeit. Besonders siehet ein ieder, daß man beym Weine und Schmause sich wohl in Acht zunehmen habe. Man umzieht gleichsam die Heiterkeit mit einer Wolke, wann man

unter

unter Scherz und Lust eine ernsthafte Rede anfängt, welche die Stirne zusammenzieht und runzelt, es läßt, als wollte man dem Weingotte entgegen arbeiten, welcher nach dem Pindar, die Traurigkeit und die Sorgen zerstreuet und verjagt. So ein Versäumniß der bequemen Zeit ist auch mit grosser Gefahr verbunden. Denn die Gemüther sind durch den Wein schnell zum Zorne aufzubringen, und die Trunkenheit verwandelt die Freymüthigkeit, oft in eine Feindschaft. Wer sich der Freymüthigkeit gegen Nüchterne enthält, und bey Tische, wie die unedeln Hünde bellt, der verräth dadurch, daß er verzagt nicht edel und kühn ist. Ich will daher nicht weiter davon reden.

Da sich aber viele nicht unterstehen wollen, ihre Freunde, während ihren glücklichen Umständen zurechte zuweisen. Da sie glauben, der Wolstand versage einer guten Erinnerung allen Zutritt; da sie hingegen ihre Freunde angreifen, wenn sie unglücklich sind, und zu Falle kommen; da sie wie ein aufgelaufner Strom

über sie herfahren, und sie gleichsam mit Füssen tretten, wenn sie erniedrigt und gedemüthigt worden; da sie diese Veränderung gern sehen, sich dieselbe zu Nutz machen und itzt so ausgelassen in ihrer Freymüthigkeit sind, so verzagt sie und so hochmüthig ihre Freunde vorher waren: So wird es nicht unschicklich seyn, auch davon zu reden, und dem Euripides zu antworten, wenn er fragt:

Braucht man die Freunde wohl, wann uns das Glück entzücket?

Wir brauchen allerdings vornehmlich alsdann, wann wir glücklich sind, freymüthige Freunde, die uns abhalten, daß wir nicht stolz noch aufgeblasen werden. Denn wenig Leute bleiben im guten Glücke vernünftig; die meisten haben fremde, vernünftige, Erinnerungen nöthig, die ihren Stolz unterdrücken, wenn sie vom Glück aufgebläht und taumelnd werden. Wenn das Unglück ihren Hochmuth demüthigt und vernichtet, so finden sie schon in diesen Umständen selbst, was sie bestraft

und

und zur Reue bringt. Bey solchen Verände-
rungen hat die Freymüthigkeit eines Freundes
und seine harten und beissenden Reden gar kei-
nen Nutzen; dann ist es angenehm,

In seines Freundes Aug entzückt hinein zu
sehn,

und von ihm aufgerichtet und getröstet zu wer-
den. So sagt Xenophon, daß die Soldaten
des Klearchus in der Schlacht bey der Gefahr
wieder muthiger und kühner geworden, als sie
sein liebreiches und leutseliges Gesicht gesehen.
Wer sich bey einem Unglücklichen einer bittern
Freymüthigkeit bedient, und gleichsam bey ei-
nem trüben und entzündeten Auge eine Arzney
gebraucht, welche das Gesicht schärfen soll,
der heilt jenen, und benimmt diesem seine Trau-
rigkeit nicht, er macht den, welcher vom Un-
glücke gedrückt wird, bey seinem Kummer noch
dazu zornig und erbittert. Ein Gesunder ist
nicht verdrießlich, und nimmt es einem guten
Freunde gar nicht übel, wenn er ihm seine
Ausschweifungen in der Liebe und im Weine,

seine Faulheit, seine allzustarke Bewegung, sein allzuöfters Baden, und seine Ueberfüllungen des Magens zur Unzeit ernstlich vorhält. Allein, wenn jemand zu einem Kranken sagt: Deine Krankheit rührt von deiner Unmäßigkeit, von deiner Weichlichkeit, von den Schmäusen und von den Weibern her; so ist dieses dem Kranken unerträglich und weit schmerzlicher, als die Krankheit selbst. Wie kömmst du nicht zur Unzeit! Wird er sagen: Ich mache mein Testament: Die Aerzte machen mir Bibergeil und Skammonien zurecht, und du predigst und philosophirst: So helfen bey den Umständen unglücklicher Leute Lehrsprüche nichts; Mitleid und Hülfe sind dabey nöthig. Die Ammen laufen nach den Kindern, wenn sie gefallen sind, nicht, um ihnen Vorwürfe zumachen; sondern sie richten sie auf, sie waschen und beruhigen sie: Erst hernach geben sie ihnen Verweise, und bestrafen sie. Als Demetrius Phalereus aus seinem Vaterlande entweichen, und in Theben ohne Ansehen,

und

und kümmerlich leben mußte, so hörte er es nicht gern, daß Krates zu ihm kommen wurde, weil er sich vor seiner kynischen Freymüthigkeit und vor seinen spitzigen Verweisen fürchtete. Krates aber sprach leutselig mit ihm von der Verbannung, und bewieß, sie sey kein Uebel, und nicht werth, für unerträglich gehalten zu werden, da er dadurch von gefährlichen und unsichern Geschäften befreyt worden. Er ermahnte ihn auch, nur auf sich selbst sein Vertrauen zu setzen. Hiedurch ward Demetrius wieder aufgerichtet und muthig, und sagte zu seinen Freunden: Es dauert mich, daß mir meine vorigen Geschäfte und Verrichtungen die Bekanntschaft mit einem solchen Manne so lange entzogen haben.

Des Freundes Stimm ergetzt den, der sein Glück verloren;
Ein beissender Verweiß gehöret für die Thoren.

So führen sich hier rechtschaffene auf. Allein unedle und niederträchtige Schmeichler derer, welchen das Glück freundlich zulächelt,

werden, wie Demosthenes sagt, gleich gebrochnen und gelähmten Theilen des Leibs erst dann in Bewegung gesetzt, wann dem ganzen Körper ein Uebel wiederfährt. Sie hängen sich recht an solche Veränderungen an, als wenn sie ihre Freude daran hätten. Bedarf ein Freund einer Erinnerung, da er durch seinen eignen Irrthum sich vergangen, so ist es ihm genug, wenn er zu ihm sagt:

* * * es war mein Wille nicht,
Ich hab es oft versucht, dir dieses abzurathen.

Wann muß aber ein Freund Ernst brauchen; wann muß er im Tone der Freymüthigkeit reden? Alsdann, wann er sieht, daß es nöthig ist, ihn in seiner Neigung zur Wohllust, zum Zorne, und zur Beleidigung zurück zuhalten, seine Begierde zum Gelde zu unterdrücken, oder ihm in andern thörichten Leidenschaften zu widerstehen. So redete Solon gegen den Krösus freymüthig, als dieser von seinem mandelbaren Glücke verderbt und aufgeblasen war, und Solon ihn auf das Ende sehen

hieß.

hieß. So hat Sokrates den Alkibiades zurückgehalten, ihm wahre Thränen abgelocket, und sein ganzes Herz umgekehret. So hat Cyrus dem Cyaxares; so hat Plato dem Dion zugeredet und ihn vermahnet, da er mit dem größten Ruhme prangte, und aller Augen auf die Vortreflichkeit und Grösse seiner Thaten gerichtet wären, so sollte er sich vor dem Fehler sich selbst allein gefallen zu wollen, hüten und bewahren, weil dieser Fehler immer bey der Einsamkeit wohne. Auch Speusippus hat an Dion geschrieben; er müßte nicht hochmüthig werden, wenn Kinder und Weiber viel von ihm redeten, sondern er müßte vielmehr besorgt seyn, Sikilien mit untadlichen Sitten mit Gerechtigkeit und heilsamen Gesetzen zuschmücken, und dadurch der Akademie Ehre zu machen. Hingegen suchten Euctus und Eüläus, die Freunde des Perseus, sich ihm bey seinem guten Glücke durch ihren Umgang immer angenehm zu machen; sie billigten alle seine Handlungen und hiengen ihm, wie die

andern

andern, stets an. Da er aber bey Pydna mit den Römern geschlagen hatte, und überwunden war, so griffen sie ihn mit bittern Verweisen an, erzählten alle seine Fehler und Vergehungen, und rückten ihm dieselben so lange vor, bis er zuletzt, von Schmerz und Zorne aufgebracht, beyde mit dem Dolche erstach. Auf diese Weise wird also die rechte Zeit zur Freymüthigkeit überhaupt bestimmt seyn.

Unterdessen muß ein getreuer Freund die Gelegenheiten zur Freymüthigkeit, die ihm sehr oft von seinem Freunde selbst gegeben werden, nicht vorbey lassen, sondern wohl anwenden. Denn oftmals geben Fragen, Erzählungen, Lob oder Tadel ähnlicher Dinge an andern Anlaß zur Freymüthigkeit. So hat es Demaratus gemacht. Er kam von Korinth nach Makedonien eben zu der Zeit, als Philippus mit seiner Gemahlin und mit seinem Sohne in Uneinigkeit lebte; er ward von diesem Könige liebreich aufgenommen, und gefragt, wie sich die Griechen mit einander vertrügen.

trügen. Er antwortete, weil Philippus ihm sehr geneigt, und sehr vertraut mit ihm war: Dir, o Philippus, steht es recht vortreflich an, dich um die Eintracht der Athenienser und der Peloponesier zu erkundigen, da du über die Uneinigkeit und Zänckereyen, die deine eigene Familie zerrütten, unbekümmert bist? So hat es auch Diogenes recht gemacht. Er kam zum Philippus, welcher mit den Griechen Krieg führte, ins Lager, ward zu ihm geführt, und weil man ihn nicht erkannte, gefragt, ob er etwann ein Kundschafter wäre? Allerdings, antwortete er dem Philippus, bin ich ein Kundschafter deiner Unbesonnenheit, und deines Unverstandes, da du ohne Noth hieher kömmst, und in einer Stunde dein ganzes Reich und dein Leben auf das Spiel setzest. Dieses ist nun schon etwas härter. Eine andre Gelegenheit zu Vermahnungen hat man alsdann, wann unsre Freunde, wegen ihrer Vergehungen, von andern gelästert und dadurch demüthig und geschmeidig werden. Die-

ser Gelegenheit wird sich ein weiser Freund bedienen, die Lästrer zu widerlegen und zu Schanden zu machen; zu Hause aber insgeheim dem Freunde zuzureden, und ihn zuermahnen, daß er, wo um keiner andern Ursache willen, doch wenigstens darum vorsichtiger leben möge, damit seine Feinde nicht Ursache haben, übermüthig zu seyn. Denn worüber wollen sie den Mund aufthun, was werden sie sagen können, wenn du alles das meidest, weswegen man dich verläumdet? Auf diese Weise wird das Schmerzliche dem Lästrer, und der Nutzen davon dem guten Rathgeber zugeschrieben. Einige machen es noch artiger; sie bestrafen andre, und bestrafen dadurch zugleich ihre vertrauten Freunde, die mit jenen einerley Fehler haben. Ammonius, mein Lehrer, merkte bey einer Abendzusammenkunft, daß einige seiner Schüler nicht mit einer schlechten Mahlzeit zufrieden gewesen waren; er ließ seinem eignen Sohne von einem Freygelaßnen Schläge geben, und wandte vor, er verdiente

diente sie darum, weil er ohne Eßig nichts essen könnte: Er sah uns aber dabey an, damit der Verweis die Schuldigen treffen möchte. Ueber dieses muß man sich auch in Acht nehmen, daß man nicht in Gegenwart vieler Leute gegen seinen Freund sich der Freymüthigkeit bediene. Als Sokrates in Gesellschaft bey einer Tafel einen von seinen Freunden über etwas heftig anfuhr, so sagte Plato: Hättest du ihm dieses nicht füglicher insgeheim sagen können? Sokrates antwortete ihm: Wäre es nicht auch besser gewesen, du hättest mir diese Ermahnung insgeheim gegeben? Als Pythagoras seinen Knaben, der ihm aufwartete, in Gegenwart andrer zu heftig angefahren, so soll der Knabe sich erhenkt haben. Seit der Zeit hat Pythagoras niemandem in Gegenwart eines andern einen Verweis gegeben. Denn die Bestrafung und Entdeckung eines Vergehens, muß, wie die Entdeckung schändlicher Krankheiten, insgeheim ohne Geräusch, ohne Aufsehen, ohne Zeugen und Zuschauer

schauer vor sich gehen. Es kömmt nicht einem Freunde, sondern einem Sophisten zu, in fremden Fehlern Ruhm zu suchen, und sich in Gegenwart andrer damit groß zu machen. So machen es die Wundärzte, welche öffentlich ihre Curen verrichten, damit sie zu thun bekommen mögen. Es muß auch die Freymüthigkeit nicht beleidigen, welches überhaupt kein Hülfsmittel thun soll; wiewohl man darauf zu sehen hat, ob die Fehler tief eingewurzelt und hartnäckigt sind. Denn nicht nur bringt jede gelinde Erinnerung über eine verliebte Leidenschaft, die Liebenden nur näher zusammen, wie Euripides will: Sondern eine jede Unart, eine jede Leidenschaft, welche man vor vielen Leuten, ohne sie im geringsten zu schonen, bestraft, wird leicht zur Unverschämtheit. Plato sagt, daß die Alten in ihrem Umgange mit jungen Leuten selbst schamhaft seyn sollen, wenn sie ihnen die Schamhaftigkeit beyzubringen suchen. So werden auch die Freunde beschämt, wenn unsre

Frey-

Freymüthigkeit schamhaft ist. Ihre Fehler werden untergraben und zerstöret, indem sie erröthen müssen, weil wir erröthen; wenn wir nur auf eine vorsichtige und gelinde Weise um den Fehlbaren herumgehen, und ihn zurecht zubringen suchen. Daher hat der Vers hier vollkommen statt:

Er sagts ihm ganz allein, daß es kein andrer höre. (*)

Es schickt sich gar nicht, einen Mann vor seiner Frau, einen Vater vor seinen Kindern, einen Liebhaber vor seiner Geliebten, und einen Lehrer vor seinen Schülern zu beschämen. Denn sie gerathen vor Schmerz und Zorn ganz ausser sich, wann sie vor denen bestraft werden, bey denen sie gern in gutem Ansehen stehen wollen. Ich glaube, daß es nicht sowol die Trunkenheit machte, daß sich Alexander über die Vorwürfe des Klitus so sehr entrüstete, als vielmehr dieses, daß sie ihm in Gegenwart so vieler Zeugen gemacht worden. Aristomenes,

(*) Odyssea. A. v. 157.

weckte den Ptolomäus, dessen Hofmeister er war, auf, da er bey dem Verhör einer Gesandtschaft eingeschlafen. Hiedurch gab er den Schmeichlern Anlaß, sich zu stellen, als ob sie dieses des Königs wegen übel nehmen, und zum Könige zu sagen: Wenn dich auch nach so vielem Arbeiten und Wachen der Schlaf übereilet, so hätte er dich darüber insgeheim erinnern, nicht aber im Angesichte aller Menschen mit den Händen aufwecken sollen. Hierauf schickte dann Ptolomäus dem Aristomenes einen Becher mit Gifte, und befahl ihm, denselben auszutrinken. So wirft auch Aristophanes dem Kleon vor, daß er vor so vielen Fremden von der Stadt böses redete, und die Athenienser dadurch aufbrächte. Man muß sich daher unter andern sehr wohl in Acht nehmen, daß man nicht prale, und den Beyfall des Pöbels suche; man muß sich der Freymüthigkeit nur in der Absicht bedienen wollen, daß man seinen Freunden nützlich und heilsam sey. Bey denen, die solches thun, muß sich das finden

was

was Thucydides die Korinthier so schicklich von sich sagen läßt: Sie wären würdig andre zu tadeln. So sagte Lysander zu einem Megarenser, der vor den Bundsgenossen mit Freymüthigkeit für Griechenland redete; es fehlt denen Reden nichts, als daß dein Vaterland denselben gemäß sey. So ist es in der That nöthig, daß die Freymüthigkeit eines jeden von seinen guten Sitten ein Ansehen erhalte; und dieses kann man allen denen, welche andre bestrafen, und zurechte weisen wollen, als eine Wahrheit sagen. So sagte Plato, daß er durch das Beyspiel seines Lebens den Speusippus besserte; wie denn auch Xenokrates den Palemon, so bald er nur von ihm gesehen worden, und so bald er ihn nur angesehen hatte, umgekehrt und verändert hat. Wenn aber ein leichtsinniger und lasterhafter Mensch jemanden freymüthig bestrafen will, so mag man ihm zurufen:

Er ist der andern Arzt, und selbst doch voll Geschwüre.

Da es aber manchmal die Nothwendigkeit erfodert, unsre Freunde wegen gewisser Fehler zu bestrafen, ob wir gleich selbst damit behaftet sind: So ist dieses die bequemste Art, daß man zu der Zeit, da man ihnen die Fehler vorhält, sich selbst einigermassen angiebt, und sich selbst für einen Mitschuldigen erkennt. So heißt es beym Homer:

Vergessen wir, Tydid, nun unsrer Dapferkeit. (*)

Und ferner:

Beym einzigen Hector nur vermögen wir itzt nichts? (†)

So ermahnte Sokrates die jungen Leute auf eine sanfte Weise, da er gestand, daß er selbst nicht von aller Unwissenheit frey wäre, sondern sich mit ihnen der Tugend befleißigen, und die Wahrheit suchen müßte. Denn dadurch erwirbt man sich Ansehen, und Glauben, wenn man eines Fehlers schuldig zu seyn, und

(*) Ilias. Λ. v. 313. sagt er Ulysses zum Diomedes.

(†) Ilias. Θ. v. 234.

(

und seine Freunde so, wie sich selbst, zu verbessern scheint. Hingegen, wer andre bestraft, und sich selbst erhebt, als ob er ohne Fehler und ohne Leidenschaften sey, wenn er nicht an Jahren weit älter, und wegen seiner Tugend schon überall berühmt und im Ansehen ist, der wird für ungestüm und beschwerlich gehalten, und stiftet keinen Nutzen. Phoenix that also nicht unrecht, als er selbst sein Verbrechen erzählte, daß er nämlich im Zorne seinen Vater habe umbringen wollen, daß er aber darauf seinen Vorsatz geändert habe:

Damit die Griechen ihn nicht Vatermörder hiessen;

Um nicht den Schein zu haben, als ob er sich im Zorne nie vergangen, da er den Achilles darüber bestrafte. Solche Vermahnungen finden leichter den Weg zu unsern Herzen und wir hören diejenigen lieber an, die mit uns einerley Leidenschaften unterworfen zu seyn, als die, welche uns zu verachten scheinen.

Weil man man aber ein helles Licht nicht an ein entzündetes Auge bringen darf, und weil ein krankes Gemüth eine nackte, freymüthige Bestrafung nicht gern annimmt: So ist auch dieses eines von den vortreflichsten Hülfsmitteln, daß ein kleines Lob mit den Bestrafungen vermischt wird, wie etwa in folgendem geschieht:

Euch schändet, euch entstellt, die Zagheit in dem Streit.
Da ihr die dapfersten im ganzen Heere seyt.
Zwar sonst veracht ich den, der aus der Schlacht entwichen,
Doch zürnt mein Herz auf euch.

Und in dieser Stelle:

O Pandarus, dem sich noch niemand vorgezogen;
Wo ist dein schneller Pfeil, wo ist nunmehr dein Bogen! (*)

Auch solche Ermahnungen, wie die folgenden sind, rufen diejenigen sehr nachdrücklich zurück, welche sich dahin reissen lassen:

Wo

(*) Ilias. E. v. 171.

Wo sind die Räthsel itzt, dein Ruhm, o Oedipus? —

Sagt dieses Herkules, der so viel ausgestanden?

Denn dadurch wird nicht nur das strenge und gebietrische in den Vermahnungen gemildert; die Menschen werden auch dadurch zur Nacheiferung ihrer selbst bewogen; weil sie sich ihrer schändlichen Vergehungen schämen, wann sie an ihre guten Thaten erinnert werden und an sich selbst Beyspiele zu löblichern Handlungen finden. Wenn man andre, als ihre Zeitgenossen, ihre Mitbürger, und ihre Verwandten mit ihnen vergleicht, so schmerzt sie dieses. Sie werden erbittert, in ihren Lastern halsstarriger, und sie rufen dem, der sie bestraft, oft im Zorne zu: So läßt du mich also gehen, und gehst denen, welche besser sind, als ich bin, nach? Wann wir also iemanden freymüthig bestrafen, so müssen wir uns hüten, daß wir nicht andre loben, ausgenommen etwa ihre Aeltern, wie Agamemnon sagt:

Es gleicht des Tydeus Sohn dem alten Tydeus nicht. (*)

Oder wie Ulysses in Scyrien:

Ja du verfinsterst noch den väterlichen Glanz.
Du zagst: Den Vater schmückt ein edler Sieges Kranz.

Am allerwenigsten schickt es sich, der Freymüthigkeit Freymüthigkeit, und den Bestrafungen Bestrafungen entgegen zu setzen, denn dadurch entzünden sich sehr leicht Feindschaften, und bey einem solchen Streite hat es nicht das Ansehen, als ob man Freymüthigkeit mit Freymüthigkeit vergelte, sondern, als ob man die Freymüthigkeit nicht vertragen könne. Es ist also besser, daß man einen Freund verträgt, der uns zu bestrafen scheint; denn wann er hernach selbst fehlt, und einen Verweis nöthig hat, so erhält man eben dadurch die Freyheit, auch gegen ihn freymüthig zu seyn. Wenn man, ohne von dem Vergangenen etwas vorzurücken, ihn daran erinnert, daß auch er die Fehler seiner Freunde nicht zu übersehen pfle-

ge,

(*) Iliad. E. v 800.

ge, sondern zu bestrafen und zu verbessern suche. So wird er desto leichter nachgeben, und einen solchen Verweis für eine Gewogenheit und Freundschaft, und nicht für eine Vergeltung seines Tadels noch für eine Wirkung des Zornes ansehen.

Wie nun, nach dem Thucidides, derjenige recht thut, welcher sich nur wegen grosser Unternehmungen dem Neid aussetzt; so muß auch ein Freund die beschwerliche Pflicht, seinen Freund zu erinnern, nur bey wichtigen Dingen, auf welche viel ankömmt, über sich nehmen. Denn wenn man bey allen Handlungen desselben sauer sieht, so geht man nicht als ein Freund, sondern als ein Hofmeister mit seinen Freunden um. Unsre Verweise sind hernach bey grossen und wichtigen Dingen stumpf und ohne Wirkung. Derjenige, welcher sich der Freymüthigkeit unmäßig bedient, macht es wie ein Arzt, der eine scharfe und bittre, aber heilsame und köstliche Arzney bey manchem geringen Anlaß ohne Noth verbraucht.

Man muß sich also sehr hüten, nicht beständig und über alles zu klagen. Ein Freund, der alle Kleinigkeiten anmerkt, und darüber klagt, wird auch Gelegenheit haben, grössere Fehler an ihm zu bemerken. Der Arzt Philotimus, sagte zu dem, der ihm den eiternden Finger zeigte, und auch ein Seitengeschwür hatte; er hätte mit dem Nagelgeschwüre nichts zu thun. So wird die Zeit den Freund lehren seine Warnungen nicht bey Kleinigkeiten, ich meyne, über Scherze, Schmausereyen, und Possen anzubringen; lasset uns sehen, mein Freund, wird er sagen. Er mag nur seine Beyschläferinn abschaffen, vom unmäßigen Spielen ablassen, alsdann soll er im übrigen unsre Bewunderung haben. Denn wer in Kleinigkeiten Vergebung erhält, der wird es seinem Freunde gern zulassen, ihm wegen grosser Verbrechen freymüthige Erinnerungen zu geben. Wer aber beständig einem Freunde zur Last ist, über alles bitter und unfreundlich wird, und alles neugierig anmerkt, der ist we-

der

der seinen Kindern, noch seinen Geschwistern, noch selbst seinen Knechten erträglich.

Weil aber, nach dem Euripides, weder mit dem Alter, alle Uebel, noch mit der Thorheit der Freunde alle Laster verbunden sind, so muß man auf seinen Freund Achtung geben, nicht nur, wann er fehlt, sondern auch, wann er etwas löbliches thut, und hierüber muß man ihn im Anfang sehr erheben. Wie ein Eisen, welches durch die Gewalt des Feuers erhitzt und erweicht worden ist, hart wird, wann man es in kaltes Wasser stößt; so müssen wir auch, wenn wir einen Freund durch unser Lob erhitzt und geschmeidig gemacht haben, ihn durch unsre Freymüthigkeit im Bestrafen suchen, gleichsam nach und nach wieder abzuhärten. Dann wird er Gelegenheit finden, zu sagen: Ist dieses, was du thust, wohl würdig, mit deinen vorigen Thaten verglichen zu werden? Siehst du, was die Tugend für Früchte bringt? Dieses verlangen deine Freunde von dir: Dieses sind Geschäfte

für

für dich: Dazu hat dich die Natur gebildet. Das andre must du von dir wegschaffen,

Entweder aufs Gebürg, wo nicht doch in die Flut.

Des ungestümen Meers.

Wie ein geschickter Arzt einen Kranken lieber durch Schlaf, und nahrhafte Speise, als durch Bibergeil und Scammonien gesund zu machen sucht; so hat ein leutseliger Freund, ein guter Vater, und Lehrer, eine Freude daran, wann er mehr durch Lob, als durch Tadel die Sitten verbessern kann. Denn nichts kann freymüthigen Erinnerungen so alles beleidigende benehmen und dieselben unsern Freunden nützlicher machen, als wann man sich dabey von allem Zorn enthält, und sie den Fehlenden auf eine gelinde und liebreiche Art beyzubringen sucht. Wenn daher jemand seinen Fehler läugnet, so muß man ihn nicht hart anfahren, oder ihm verwehren wollen, sich zu entschuldigen; sondern wann er einen scheinbaren Vorwand für seinen Fehler sucht,

ihm

ihm lieber darinn behülflich seyn und ihm etwas nachsehen, wenn er das, was das schändlichste bey seiner Handlung war, von sich abzulehnen sucht. So redet Hector seinen Bruder Paris an:

Unglücklicher, der Zorn, den dein Gemüth empfand,
Steht dir nicht edel an. (*)

Und nennt also seine Entweichung einen Zorn, und nicht etwa eine Flucht, oder Furchtsamkeit. So sagt Nestor zum Agamemnon:

Du, den ein edler Zorn nur allzusehr erhitzt, (†)

Dieses war gelinder, als wenn er gesagt hätte: Du hast ihn beleidigt, du hast unrecht gethan. So ist es gelinder, wenn man sagt: Du hast es nicht recht verstanden; als, wenn man sagen wollte; du weissest es nicht; laß dich mit deinem Bruder in keinen Wettstreit ein, als dieß: Beneide deinen Bruder nicht; fliehe das Frauenzimmer, das dich verführt als

(*) Ilias Z. v. 326.

(†) Ilias. I. v. 110.

als so: Höre auf, das Frauenzimmer zu verführen. So ist die Freymüthigkeit, welche über das Vergangene bestrafet, beschaffen. Die thätige Freymüthigkeit in Absicht auf zukünftige Handlungen ist von andrer Art. Denn wann wir einen, der sich vergehen will, abhalten, oder seine ungestüme Neigung anders lenken oder ihn ermuntern und anfeuren wollen, wo er zum Guten träge und weichlich ist: So müssen wir sein gegenwärtiges Betragen auf der schlimmsten Seite vorstellen und es aus den schlechtesten und ungereimtesten Gründen herleiten. So reitzt Ulysses bey dem Sophokles den Achilles; er will nicht glauben, daß derselbe der Mahlzeit wegen zornig werde, und sagt zu ihm:

Du fürchtest dich, weil du der Trojer Tempel siehst;

Und da Achilles wieder darüber aufgebracht wird, und mit seinen Schiffen fortzugehen drohet, so sagt jener:

Ich weiß, warum du fliehst; du fürchtest nicht die Schande;

Nein

Nein Hektor nähert sich; hier warten bringt Gefahr.

So ermuntern und erschrecken wir den Tapfern und Muthigen durch den Vorwurf der Zagheit; den Freygebigen und Prächtigen durch den Vorwurf eines niederträchtigen Geitzes; reitzen sie dadurch zum Guten an, und halten sie vom Bösen ab. Wo durch dieses Mittel dem Uebel nicht mehr zu helfen ist, so mäßigen wir uns, und mischen in unsre freymüthigen Erinnerungen mehr Traurigkeit und Mitleid, als Tadel. Hingegen sind wir heftig, unerbittlich und geschäftig, wann wir die Fehltritte verhindern und die bösen Neigungen unsers Freundes bestreiten. Dann hat man Gelegenheit zu zeigen, daß man die wahre Freymüthigkeit besitze, und daß man jemanden gewogen sey, ohne ihm zu schmeicheln. Dann über vergangene Handlungen zu tadeln hat auch bey Feinden statt. So sagt Diogenes, daß derjenige, welcher glückselig werden wollte, entweder rechtschaffne Freunde,

oder erbitterte Feinde haben müßte: Jene lehren; diese tadeln: Er ist aber besser, den Erinnerungen guter Freunde zu folgen, und nicht zu fehlen; als den Fehler zu bereuen, nachdem man ihn begangen hat, wann die andern böses von uns reden. Daher ist es eine desto grössre Kunst, sich der Freymüthigkeit zu rechter Zeit, und mit gehöriger Masse, zu bedienen, je grösser und vortreflicher dieses Hülfsmittel bey der Freundschaft ist. Weil nun aber die Freymüthigkeit, wie schon gesagt worden, demjenigen oft beschwerlich fällt, dem sie nützen soll: So müssen wir auch hierinn den Aerzten nachahmen. Wann diese einen Schnitt thun, so lassen sie den leidenden Theil nicht den Schmerzen über, sondern sie lindern und mäßigen dieselben mit sanften Salben. Eben so eilen auch freymüthige Freunde nicht davon, wann sie mit ihren bittern und harten Verweisen fertig sind; sondern sie suchen sie durch angenehme Gespräche wieder zu besänftigen, und zu erquicken, wie Bild-

hauer

hauer die Bildsäulen, die sie erst aus dem groben gearbeitet haben, hernach glatt und gleich machen. Wer aber zornig wird, und rauh bleibt, wann ihn eine freymüthige Rede aus dem groben gearbeitet hat, der kann hernach nicht leicht wieder zufrieden gestellt und getröstet werden. Daher müssen wir dieses vornehmlich merken, daß wir in Bestrafung eines Freundes die Unterredung nicht bey bittern und verdrießlichen Verweisen abbrechen noch ihn so verlassen müssen.

III.

Das Gastmahl der sieben Weisen.

Diokles.

Der Verfluß der Zeit, mein Nikarchus, muß wol grosse Dunkelheit und viel Ungewißheit auf die Begebenheiten streuen, da auch von Vorfallenheiten, die noch ganz neu sind, falsche Erzählungen erdichtet werden und Glauben finden: Denn es waren bey dem Gastmahl nicht nur jene sieben Weisen, wie man euch erzählt hat, sondern mehr als zweymal so viel zugegen; unter welchen auch ich selbst war; meine Kunst machte mir den Periander zum

vertrauten Freund; und Thales (*) war mein Gast, der nach dem Geheiß Perianders bey mir die Einkehr nahm. Wer euch immer davon Nachricht gegeben haben mag, so hat er euch die dabey vorgefallenen Reden nicht richtig erzählet; ich dächte fast, es sey keiner von denen, die gegenwärtig gewesen. Wir haben dermalen gute Muße; und unser Alter mögte es unsicher machen, die Erzählung davon allzulange aufzuschieben, wann ihr es nun verlanget, so will ich euch alles von Anfang an erzählen.

Periander hatte das Gastmahl nicht in der Stadt (**) zubereiten lassen, sondern in dem Lechäum, wo er einen Speissaal hatte nahe bey dem Tempel der Venus, welcher man damals Opfer brachte. Periander hatte seit der unglücklichen Liebesgeschichte mit seiner Mutter, die sich freywillig selbst das Leben nahm, der Venus niemals geopfert; nun

(*) Thales war von Milet und der erste von den sieben Weisen. (**) Zu Corinth.

war es das erste Mal, daß er auf die Träume seiner Gemahlin, der Melissa hin, sich entschlossen, diese Göttin durch Opfer zu verehren. Man hatte für einen jeden der Gäste einen schön geschmückten Wagen gebracht, weil es just Sommerzeit und die ganze Strasse bis an das Meer wegen der Menge der Wagen und Leute voll Staub und Getümmel war. Als Thales den Wagen vor der Thür stehen sahe, lächelte er und sandte denselben zurück. Also giengen wir auf einem Nebenweg ganz ruhig durch die Felder hin. Mit uns beyden kam Niloxen von Naukratten, ein rechtschaffener Mann, der schon in Aegypten mit Solon und Thales einen vertrauten Umgang gehabt hatte. Er war diesmal wiederum an den Bias abgesandt, weswegen wußte er selbst nicht, nur hatte er die Vermuthung, es mögte darum geschehen seyn, damit er ihm eine zweyte Frage, in der Schreibtafel unter dem Siegel verwahret, überbringe, denn man sagte ihm dabey, wenn

Bias

Bias nicht damit zurecht kommen könnte, so solle er es den Weisesten unter den Griechen vorzeigen.

Dieser Brief, sagte Niloxen, verschaft mir das unverhofte Glück, euch alle hier bey einander anzutreffen, ich nehme denselben mit zu dem Gastmahl, wie du hier siehest; und zugleich wies er uns denselben.

Ist es etwas schweres, sagte Thales und lachte; so trage es alsobald nach Priene; Bias wird dir es auflösen, wie er dir die erste Frage aufgelöst hat.

Welches war das erste Problem? sagte ich. Er (*) sandte ihm ein Opferthier, sagte er, mit dem Befehle, das schlimmste und das beste Stück Fleisch davon zu nehmen und es ihm zuzuschicken. Unser Freund hatte den glücklichen Einfall, daß er die Zunge davon nahm und sie ihm zurück sandte, welches ihm grossen Ruhm und Bewunderung zuwegen brachte.

Nicht nur das allein, sagte Niloxen, bringt

(*) Amasis, der König in Aegypten

ihm, Ruhm, sondern auch, daß er sich nicht scheuet ein Freund der Könige zu seyn, wie du; Amasis bewundert dich in vielen Absichten; besonders hat ihm die Art, wie du die Höhe der Pyramide gemessen hast, überaus wol gefallen; daß du nämlich ohne mühsame Anstalten, ohne Instrumente dazu nöthig zu haben, nur so fort deinen Stab an dem Ende des Schattens, den die Pyramide warf, aufrichtetest, und da also durch die Berührung des Sonnenstrahls sich zwey Triangel bildeten, zeigtest, daß sich die Pyramide zu dem Stab verhalte, wie der Schatten der einen zu dem Schatten des andern, allein wie ich schon gesagt habe, sprach er, man hat dich bey ihm angeschwärzt, als wann du den Königen nicht gar günstig wärest, und ihm in dieser Absicht einige Stichelreden von dir gegen die Tyrannen hinterbracht; zum Beyspiel, als Molpagoras aus Jonien dich gefraget, was das seltsamste sey, so du jemals gesehen? So habest du zur Antwort gegeben; einen al-

ten Tyrannen, und wiederum, da man von den Thieren redete, so habest du gesagt: Unter den wilden Thieren sey das schlimmste ein Tyrann, unter den zahmen ein Schmeichler. Könige, wann sie schon nichts minder als Tyrannen seyn wollen, hören solche Sachen nicht gern.

Diese Antwort, sagte Thales, gehört dem Pittakus zu: Er sagte es einst im Scherz zum Myrsilus. Ich aber, sagte er, wurde mich nicht so sehr verwundern, wann ich einen alten Tyrannen, als wann ich einen alten Steuermann sähe. Was aber diese Verwechslung betrift, so gehet es mir, wie jenem Jüngling, der nach einem Hunde warf, aber seine Stiefmutter getroffen. Er sagte: Auch dieses ist nicht übel. Deswegen hielt ich immer dafür, Solon habe darinn höchst weise gehandelt, daß er die Herrschaft über sein Vaterland nicht angenommen. Hätte Pittakus niemals die Einzelnherrschaft angetreten, so hätte er auch niemals gesagt, wie schwer ist es ein rechtschafener

sener Mann zu seyn! Periander, der mit der Tyranney gleichsam wie mit einer angeerbten Krankheit behaftet ist, scheint sich nicht übel davon zu erholen, da er nützlichen Umgang sucht, weise Männer bisdahin in seine Gesellschaft zieht, und hingegen von dem Abschlagen der höchsten Köpfe, das ihm mein Mitbürger Thrasibul einzuschwatzen sucht, nichts hören will. Ein Tyrann, der lieber über Sklaven als Männer herrschen will, ist meines Erachtens dem Landmann ähnlich, der anstatt Korns und Gerste, lieber Heuschrecken und Vögel einsammeln wollte, der einzige Vortheil bey der Oberherrschaft, der die unzähligen damit verknüpften Uebel einigermassen vergüten kann, ist die Ehre und der Ruhm, daß Regenten über tugendhafte herrschen als Leute, die noch weit tugendhafter sind, und daß man denke, als noch weit grössere Männer haben sie so grossen Männern zu befehlen. Wer aber nicht auf Rechtschaffenheit und Tugend, nur auf seine Sicherheit, siehet, der sollte über eine

Menge Schaafe und Pferde und Ochsen nicht über Menschen herrschen.

Allein dieser Fremde, sagte er, hat uns zu Unterredungen verleitet, die sich zu unsrer Absicht nicht gar wohl schicken: Er hat bis dahin gar keine solche Reden, keine solche Untersuchungen auf die Bahn gebracht, die Leuten zukommen, die zu einer Mahlzeit gehen. Oder glaubest du nicht, die eingeladenen Gäste haben eben sowol einiche Zurüstungen auf das Gastmahl zu machen als der so sie bewirthet? Die Sybariten, sagt man, lassen das Frauenzimmer ein Jahr vorher zu Gast bitten, damit sie alle Musse haben, mit Kleidern und Gold sich zu schmücken und so im grösten Putz an die Mahlzeit zu kommen. Ich bin aber der Meynung, die Zurüstungen eines Gastes zu einer Mahlzeit, wann er dabey in einer rechten Verfassuug seyn soll, erfodern noch mehrere Zeit; um so viel es schwerer ist, seine Seele mit anständigen Gesinnungen auszuschmücken als für den Leib überflüßige und un-

nütze Auszierungen auszufinden; denn ein vernünftiger Mann, wann er zu einem Gastmahl geht, wird sich nicht wie ein Gefäß, das er da anfüllen will, hintragen: er kömmt vielmehr, bald ernsthaft bald lustig zu seyn, etwas zu hören, und zu sagen, je nachdem die Gelegenheit die Gäste dazu einladet, wann sie frölich und vergnügt bey einander seyn wollen. Mißfällt uns eine Tracht, so kann man sie wegweisen; schmeckt uns der Wein nicht, so kann man zu den Wassernymphen seine Zuflucht nehmen, aber ein betäubender, beschwerlicher und ungeschliffener Nachbar bey Tische macht, daß alle Annehmlichkeit des Weins und der Speisen, alle Anmuth der Musik für uns verloren ist. Eine sotche beschwerliche Gemüthsart läßt sich nicht leicht wegschaffen. Einige haben ihr ganzes Leben durch gegen einander dies mürrische Betragen; sie haben etwann einmal einander bey dem Weine beleidiget, oder sie sind über einander entrüstet gewesen, dies ist dann wie eine unverdau-

liche

liche Speise, wovon immer eine unangeneh-
me Empfindung übrig bleibet. Chilon hatte
daher daran sehr wohl gethan, daß er gestern,
da er zu diesem Gastmahl eingeladen ward,
nicht eher hat zusagen wollen, als bis man
ihm einen jeden von den miteingeladenen Gä-
sten angezeiget hatte. Auf einem Schiffe oder
im Kriege, sagte er, muß man sich einen schlech-
ten Gefährten gefallen lassen; die Nothwen-
digkeit dringt uns mit solchen Leuten zu fah-
ren und zu kriegen, aber sich mit jedermann
ohne Unterschied zu einem Gastmahl zu gesel-
len, daß wird wol kein vernünftiger Mann
thun. Das Skelet, das die Aegyptier bey
den Mahlzeiten in das Zimmer bringen, und
womit sie die Gäste erinnern, daß sie in kur-
zer Zeit auch ein solches Aussehen haben wer-
den, so unangenehm dieser Gast seyn und so
ungelegen er oft kommen mag, kann doch da-
bey einige gute Dienste leisten. Labet er gleich
nicht zum trinken und zur Wollust ein, so kann
er doch zur Freundschaft und gegenseitigen

Liebe anreitzen, und den Gästen die Lehre zu Gemüth führen, daß sie sich das Leben, dem eine so kurze Zeit eingeräumet ist, nicht durch verdrießliche Händel lange scheinen lassen.

Unter solchen Gesprächen auf dem Weg langten wir bey dem Hause an. Thales wollte sich nicht baden (waschen), er sagte: Ich habe mich schon gesalbet. Er gieng aber herum und betrachtete die Spatziergänge, und die Fechtplätze, und den schöneingerichteten Hain an dem Meere, nicht so fast, weil er solche Sachen bewunderte, als damit es nicht den Anschein habe, als verachte er den Periander und möge seinen prächtigen Aufenthalt keiner Aufmerksamkeit würdigen. Von den übrigen Gästen wurde ein ieder, wann er sich gebadet und gesalbet hatte, von den Bedienten durch den bedeckten Gang in das für die Mannspersonen bestimmte Zimmer geführt.

Anacharsis saß damals in dem Gange und vor ihm stuhnd ein Mädchen, das mit den Händen seine Haare kämmte. Diese lief dem

Thales ganz offenherzig entgegen, Thales küßte sie und lächelte. So, sagte er, mache uns diesen Gast nur recht schön, damit er kein fürchterliches und wildes Aussehen habe, ist er doch der sanftmüthigste Mensch von der Welt: Ich fragte ihn, wer doch dieses Mädchen sey. Kennst du denn die Weise, die berühmte, Eumetis nicht? Sagte er; so nennet sie ihr Vater, sonst nennet man sie nach ihrem Vater Kleobuline. Du lobest sie gewiß, sagte Niloxen, wegen ihrer Geschicklichkeit und Weisheit in Räthseln, es sind einige von den Fragen, die sie aufgegeben, bis nach Aegypten gekommen. Nicht deswegen, sagte Thales, das sind gleichsam nur Würfel, womit sie bey Gelegenheit spielt, und den Leuten ihren Umgang unterhaltend macht: Nein es ist ihre erhabene Seele; der grosse Verstand, der sie geschickt macht, einen Staat zu regieren, ihre menschenliebende Denkensart, wodurch sie die Herrschaft ihres Vaters über seine Mitbürger viel gelinder macht. Man sollte wirklich denken,

sagte Miloxen, er habe populare Gesinnungen, wenn man den geringen und simpeln Aufzug seiner Tochter betrachtet. Allein warum giebt sie sich so viel liebreiche Mühe, den Anacharsis aufzuputzen? Weil er ein rechtschaffener Mann ist und viel weiß; er hat sie mit aller Bereitwilligkeit von der Lebensordnung und der Heilungsart, deren sich die Skythen bey ihren Kranken bedienen, umständlich unterrichtet, und auch itzt während dem, daß sie ihm aufwartet und liebkoset, unterredet sie sich mit ihm und lernet etwas.

Als wir dem Speisezimmer näher kamen, begegnete uns Alexidem von Milet, ein natürlicher Sohn des Tyrannen Thrasybulus; er kam in einer starken Gemüthsbewegung heraus, und redete voll Zorn mit sich selbst; wir konnten aber nicht vernehmen, was er sagte: Als er aber den Thales sahe, hielt er ein wenig an sich und stuhnd stille. Welch grosse Schmach that uns Periander nicht an, da er mich gebeten hat, bey dem Gastmahl zu

bleiben,

bleiben, und mich nicht, wie ich wollte, wegschiffen ließ? Nun da ich dazu gekommen bin, hat er mir einen unanständigen Platz angewiesen, und Leute aus Aeolien und Insulaner, ja so gar jeden andern dem Thrasybulus vorgezogen, und es ist nur gar zu offenbar, daß er dadurch meinen Vater, der mich hieher sandte, beschimpfen und seine Verachtung gegen ihn hat an den Tag legen wollen. Wie, sagte Thales, fürchtest du es gehe dir wie den Sternen, von denen die Aegyptier sagen, daß sie, je nachdem sie höher oder niedrer sind über den Orten, wo sie hingehen, einen grössern oder geringern Einfluß haben, daß du eben so durch die Stelle, so du einnihmst, verdunkelt oder erniedriget werdest? Du denkest bey weitem nicht so gut wie jener Lakedämonier; der Anführer des Tanzes wies ihm dabey die letzte Stelle an: Du hast ein glückliches Mittel ausgefunden, sagte er, auch dieser Stelle Ehre zu verschaffen. Wir sollten, sagte Thales,

nicht

nicht so fast Achtung geben, unter welchen man uns den Platz angewiesen, sondern schauen, daß wir uns zu unsern Nachbarn wohl schicken, ihnen zeigen, daß wir sogleich mit ihnen Freundschaft zu machen bereit seyn und solche für sie im Herzen haben, anstatt böse zu werden, uns glücklich schätzen, daß wir in so gute Gesellschaft gerathen. Wer über seinen Platz mißvergnügt ist, verräth damit mehr Unwillen gegen seinen Nachbar als gegen den Gastgeb und macht sich beyden verhaßt. Das sind Possen, sagte Alexidem, ich habe es oft schon wahrgenommen; ihr Weisen sehet selbst auf die Ehre; gieng dann bey uns vorbey und weg. Als uns das unartige Betragen dieses jungen Menschen in grosses Erstaunen setzte, sagte Thales: Er ist allerdings ein dummer und ungesitteter Mensch, da er noch ein Knabe war, brachte man seinem Vater Thrasybul eine vortrefliche Essenz, da gieng er hin, goß sie in eine grosse Trinkschale und

Wein

Wein dazu und trank es aus, und pflanzte so Feindschaft anstatt Liebe. (*)

Als wir nun in den Saal hineingegangen waren, sagte Thales ganz laut: Wo ist nun der Platz, den man für den Archidem bestimmt hatte, und darüber er so böse worden? Man wies ihm denselben; Thales gieng dann und setzte sich dort hin und hieß uns auch bey ihm Platz nehmen; ich hätte, sagt er, viel Geld dafür gegeben, dem Ardalus bey Tische Gesellschaft leisten zu können. Ardalus war von Trözenien ein Flötenspieler und Priester der ardalischen Musen, deren Bilder ehemals der alte Ardalus von Trözenien geweihet hatte.

Aesopus, der neulich von dem Krösus an den Periander und an den Gott zu Delphen war gesendet worden, (†) war auch da; er

(*) Man hat hier eine Vorfallenheit mit einer Mißgeburt weggelassen. Es sind einige Züge in der Erzählung, die mehr schaden könnten, als die lustige Art, wie der Aberglauben darinn lächerlich gemacht wird, nützen könnte.

(†) Siehe oben S. 44.

saß auf einem niedern Stuhle nahe bey Solon, der über ihm saß. Ein lydischer Maulesel, sagte Aesop, sahe das Bild von seiner Gestalt in einem Flusse, er bewunderte die Schönheit und die Grösse seines Leibs, und fieng an zu laufen und wie ein Pferd die Mähne zu schütteln, da er sich aber erinnerte, daß er der Sohn eines Esels sey, hörte er mit einmal auf zu laufen und ließ seinen stolzen Muth fahren. Chilon sagte ihm hierauf in seiner lakonischen Sprache: Da bist auch langsam und laufest wie ein Maulesel.

Eben da trat Melissa hinein und setzte sich neben den Periander. Eumetis nahm auch Platz bey der Mahlzeit.

Ich saß über dem Bias; da richtete sich Thales an mich: Warum hast du, mein werther Diokles, sagte er zu mir, dem Bias nicht angezeigt, daß dein Gast aus Naukratien neue Fragen von dem König für denselben mit sich bringe, damit er sie noch nüchtern und mit gesammelter Seele vernehmen könne. Er hat

mich

mich schon längst daran erinnert, versetzte Bias, und damit erschreckt: Ich weiß, daß Bachus in allen Absichten ein mächtiger Gott ist, und daß er wegen seiner Geschicklichkeit den Zunamen Lysias (der auflösende) trägt, ich besorge also keineswegs, daß ich, voll von diesem Gott, mich weniger muthig werde einlassen können.

So unterredeten sie sich während der Mahlzeit und scherzten. Ich nahm indessen wahr, daß der Aufwand bey der Mahlzeit geringer als sonst war, und da machte ich bey mir selbst die Anmerkung; daß die Bewirthung weiser und rechtschaffener Männer die Kosten im geringsten nicht vergrössere, sondern dieselben vielmehr vermindere, weil dabey alle überflüßige Trachten, alle fremden kostbaren Essenzen und Leckerbissen, und die Verschwendung köstlicher Weine weggeschaft wird, deren sich sonst Periander nach der Pracht, die seine Würde, sein Reichthum und sein Staat erfoderte, täglich bediente; nun aber suchte er

durch einen geringen und bescheidenen Aufwand bey diesen Männern Ehre einzulegen; er entfernte nicht nur hierinn alle überflüßige Pracht; seine Gemahlin selbst mußte ihren gewöhnlichen Schmuck bey Seite legen, ihn vor denselben verborgen halten und in einem schlechten und bescheidenen Aufzug erscheinen.

Nachdem die Tische aufgehoben worden und Melissa Blumenkränze unter die Gäste ausgetheilet hatte, gossen wir Wein zum Opfer aus, und die Flötenspielerin flötete zu dem Opfer ein wenig und gieng dann weg.

Hierauf wendete sich Ardalus an den Anacharsis und fragte ihn, ob die Skythen auch Flötenspielerinnen (*) haben; Anacharsis versetzte alsobald: Sie haben nicht einmal Weinreben. Sie haben doch Götter, erwiederte Ardalus.

(*) Oder Sängerinnen, die den Flötenspieler mit ihrem Gesang begleiteten! Diese wurden bey dem Dienst der Götter gebraucht; die Beredung, daß sie dazu nöthig seyn, erklärt uns die folgende Frage des Ardalus.

dalus. Allerdings haben sie Götter, anwortete Anacharsis, und zwar Götter, die die menschliche Sprache verstehen; wir stehen nicht in dem Wahn wie die Griechen, die doch weit schöner als die Skythen zu reden glauben, daß die Götter Töne aus Beinen und Holz weit lieber hören als die menschliche Stimme. Hier sagt Aesopus, wann du erst wußtest, Fremdling, daß die itzigen Flötenmacher nicht mehr die Beine von jungen Rehböcken, sondern von Eseln dazu nehmen und behaupten, diese tönnen besser. (*) Man muß sich in der That verwundern, wie das gröste und von aller Musik himmelweit entfernte Thier, ein Esel, ein so dummes so ganz musikalisches Bein haben könne. Eben das ist es, sagte Niloxen, was die Einwohner von Bustris denen von Naukratien

(*) Der Text ist hier verworren. Man kann mit Amiot ungefehr so lesen: Kleobuline hat über die phrygische Flöte dieses Räthsel gemacht:

Das Bein des Rehbocks wie kann das
Des Kenners Ohr durch Tön' entzücken!

kratien vorwerfen, denn wir fangen auch an Flöten aus Eselbeinen zu verfertigen; sie halten es für etwas böses, nur den Ton einer Trompete zu hören, weil er mit dem Schreyen eines Esels einiche Aehnlichkeit hat; der Esel aber ist, wie ihr wisset, bey den Aegyptiern wegen des Typhons verschreyt.

Hierauf war ein Stillschweigen; Periander sahe, daß Niloxen anfangen wollte zu reden, es aber nicht wagen durfte: Mir gefällt die Gewohnheit wohl, sagte er, die einige Staaten und obrigkeitliche Personen haben, da sie zuerst den Fremden und erst hernach ihren Bürgern Antwort ertheilen; also wäre ich der Meynung, unsre Gespräche, die wir für einheimisch und bekannt ansehen können, eine zeitlang einzustellen, und den Fragen des Königs aus Aegypten an den Bias, die ihm unser werther Freund, Niloxen, überbringt, und über die Bias mit uns gemeinschaftlich rathschlagen will, gleichsam als zu einer öffentlichen Versammlung den Zutritt zu verstatten.

ten. Wo, sagte Bias, oder in welcher Gesellschaft, könnte ich es wol besser wagen, wann es je seyn soll, auf solche Fragen eine Antwort abzufassen, da es überdas der Wille des Königs ist, daß ich damit den Anfang mache und es hernach bey euch allen nach der Ordnung herum gehe? Hierauf übergab ihm Niloxen den verschloßenen Brief des Königs, hieß ihn denselben öffnen und der ganzen Gesellschaft vorlesen. Dies war sein Innhalt:

Amasis, der König der Aegyptier grüsset den Bias, den weisesten unter den Griechen. Der König der Aethiopier hat sich mit mir in einen Streit über den Vorzug der Geschicklichkeit eingelassen; in den vorigen Malen von mir besiegt, hat er dermalen eine ungereimte und höchst wunderbare Foderung an mich gethan; ich soll das Meer austrinken; gelingt es mir dieses Räthsel aufzulösen, so werde ich viele Städte und Dörfer damit gewinnen; kann ich es aber nicht, so soll ich ihm die Städte in dem Land Elephantina abtretten;

denke darüber nach und sende mir den Niloxen bald wieder zurück. Kann ich den Deinigen oder deinen Mitbürgern angenehme Dienste erweisen, so soll es an mir niemals fehlen.

Als der Brief gelesen war, stuhnd Bias nicht lange an, er dachte bey sich selbst ein wenig nach, sagte ein paar Worte zu Kleobulus, der neben ihm saß, dann sagte er: Was denkest du, mein Freund aus Naukratien, wird wol Amasis, der über so viele Menschen herrschet, und ein so grosses und vortrefliches Reich besitzet, um einiger unbekannten und schlechten Dörfer willen das Meer austrinken wollen? Niloxen versetzte lachend. Allein gesetzt er wollte es thun, Bias, denke nun darauf, wie es könnte möglich seyn? Er soll also, sagte Bias, dem äthiopischen König sagen lassen, daß er alle in das Meer sich ergiessende Flüsse aufhalte, während dem, daß er das Meer, so wie es itzt ist, austrinke, denn seine Foderung gehe nur auf das itzige Meer,

nicht

nicht auf das, so hernach ist. Bias hatte dies kaum gesagt, so konnte sich Niloxen vor Freude nicht hinterhalten, denselben sogleich zu umarmen und zu küssen.

Die übrigen lobten und billigten die Antwort des Bias. Chilon sprach lachend zu Niloxen: Ehe das Meer ausgetrunken wird und nicht mehr ist, wurde ich dir, mein werther Fremdling, rathen, zurück zuschiffen und dem Amasis zu sagen, er mögte sich nicht so fast darum bekümmern, wie er eine so grosse Salzbrühe verschlingen könne, als wie er seine Regierung seinen Unterthanen trinkbar und süß machen möge; Bias kann hierinn der geschickteste und beste Lehrmeister für ihn seyn; wann er dieses von ihm lernet, so wird er das goldene Fußbecken (*) nicht nöthig ha-

(*) Amasis hatte den Apries von dem Throne gestürzt und sich des Reichs bemächtiget. Er war von geringer Abkunft. Damit ihm die Aegypter deswegen die Ehrerbietung nicht entziehen, ließ er ein goldenes Becken, in dem seine Gäste die

ben, die Aegyptier zum Gehorsam zu bringen, sie werden ihm freywillig gehorchen und ihn lieben, so bald sie sehen, daß er gut ist, wann er ihnen auch tausendmal verhaßter wäre als er itzt ist.

Es ist der Mühe wol werth, sagte Periander, daß wir alle Mann für Mann, wie Homer sagt, Geschenke für diesen König zusammentragen; diese Beylage wird für ihn von einem grössern Werth seyn als seine Hauptangelegenheiten, und wir alle werden grossen Nutzen davon haben.

Es ist billig, sagte Chilon, daß Solon damit den Anfang mache; er ist der älteste unter uns allen und nimmt den ersten Platz an der Tafel

die Füsse zu waschen pflegten, in die Gestalt eines Gottes umgiessen. Der ward nur mit vielem Eifer angebetet. Amasis berufte eine Versammlung der Aegypter, sagte ihnen den Ursprung dieses Gottes, und wie er ebenfalls von ihnen erwarte, daß da sie ihn zum König gemacht, sie ihm auch die gebührende Ehrerbietung erweisen werden.

Tafel ein; vornehmlich aber weil er die erhabenste und edelste obrigkeitliche Würde bekleidet, da er den Athenern Gesetze gegeben hat.

Niloxen sagte hierauf leise zu mir. Man stellt doch oftmals, mein Diokles, falschen Erzählungen Glauben zu, und viele Leute finden Vergnügen daran, nachtheilige Gerüchte über weise Männer entweder selbst zu erfinden, oder sie bereitwillig von andern anzunehmen. So ist die ungegründete Nachricht zu uns nach Aegypten gekommen, Chilon habe alle Freundschaft und das Gastrecht dem Solon aufgekündet, weil Solon behauptet hatte, die Gesetze seyn veränderlich. Dies ist eine lächerliche Erzählung, sagte ich: So müßte man den Lykurg und seine Gesetze zuerst verwerfen, da er nebst den Gesetzen die ganze Staatsverfassung der Lacedämonier verändert hat.

Solon hielt ein wenig inne, dann sprach er, meines Bedünkens wird ein König und Tyrann den grösten Ruhm erlangen, wann

er

er bey seinen Bürgern die Einzelherrschaft in eine Demokratie abändert.

Der zweyte, Bias, sagte: Wann er sich zuerst den Gesetzen seines Vaterlands unterwirft.

Nach diesem sagte Thales: Er schätze die Glückseligkeit eines Beherrschers nach diesem, wann er in einem hohen Alter eines natürlichen Todes stirbt.

Der vierte, Anacharsis: Wann er allein klug und verständig ist.

Der Fünfte, Kleobul: Wann er niemanden von denen, die um ihn sind, sein Vertrauen schenkt.

Der sechste, Pittakus: Wann ein Oberherr es dahin bringt, daß seine Unterthanen nicht ihn, sondern sich um seinetwillen fürchten.

Auf diesen sagte Chilon: Die Gesinnungen eines Beherrschers sollen auf nichts sterbliches, sondern alle auf die Unsterblichkeit gerichtet seyn.

Als nun ein jeder seine Meynung gesagt hatte, baten wir den Periander, daß auch er

etwas

etwas dazu sagen mögte. Er aber sprach, mit einer nicht gar freudigen Mine, ganz ernsthaft: So will ich nur diese Anmerkung hinzu thun, daß alle diese Ausspräche fast ieden vernünftigen Menschen von der Oberherrschaft abschrecken werden.

Auf dieses sagte Aesop, der immer geneigt zum Tadeln ist; wir hätten dies für uns besonders ausmachen sollen, damit wir nicht eben da Ankläger der Beherrscher zu seyn scheinen, wann wir ihre Rathgeber und Freunde zu seyn vorgeben.

Solon berührte dem Aesopus das Haupt und sprach lächelnd: Meynest du dann, der mache einen Regenten nicht bescheidener und einen Tyrannen erträglicher, der ihn bereden will, nicht regieren sey besser als regieren?

Wer sollte hierinn eher dir glauben, versetzte Aesop, als aber dem Gotte, der sich durch sein Orakel also gegen dich erkläret hat?

Glücklich die Stadt ich nenne, in der nur ein Herold gehört wird.

Die

Die Athener, versetzte Solon, die nun in einer Demokratie leben, hören auch nur einen Herold, nur einen Oberherrn, das Gesetz; du der die Geschicklichkeit besitzt, die Sprache der Raben und Krähen zu verstehen, verstehest doch deine eigene nicht recht, du schätzest nach dem Ausspruch des Gottes die Stadt höchst glücklich, welche nur eine Stimme höret, und stehest doch daneben in den Gedanken, daß das der eigentliche Vorzug eines Gastmahls sey, daß alle Gäste worüber sie wollen, ihre Meynung sagen.

Du hast bis dahin kein Gesetz gegeben, versetzte Aesop, daß Sklaven sich nicht berauschen dörfen, wie du hingegen den Sklaven zu Athen durch ein Gesetz untersagt hast Liebeshändel zu unterhalten und sich für den Fechtplatz zu salben.

Solon lachte darüber. Cleodem, der Arzt sagte: Es ist doch gleich viel, sich zu salben oder bey vollen Bechern zu schwatzen: Beydes ist überaus angenehm.

Desto eher sollte man sich davon enthalten, sagte Chilon (*) dazwischen.

Aesop nahm wieder das Wort: Es scheint als habe Thales sagen wollen, er (†) werde sehr bald alt werden.

Periander lachte hierüber; wir haben die verdiente Strafe dafür bekommen, daß wir auf andre Gespräche verfallen sind, ehe wir alles von dem König Amasis angehört haben: Verließ also noch das übrige, das in diesem Sendschreiben stehet, Niloxen, und mache dir die Gegenwart dieser Männer zu Nutze.

Man kann, versetzte Niloxen, die Foderung des Aethiopischen Königs itzt nicht anders als eine zerbrochene Geisel ansehen, wie Archilochus sagt. Allein dein Gast, Amasis, zeigt in solchen Fragen mehr Artigkeit und Geschmack. Er hieß denselben ihm sagen; was das älteste, das schönste, das gröste, das weiseste,

(*) Man muß nicht vergessen, daß Chilon ein Spartaner ist.

(†) Periander.

feste, das gemeinste, und überdas das nützlichste, das schädlichste, das stärkste und das leichteste sey?

Hat nun der Aethiopier auf alle diese Fragen geantwortet und sie aufgelöst?

Ja, sagte Niloxen, ihr sollt die Antworten vernehmen und hernach davon urtheilen; denn unser König wurde für nichts in der Welt Gelegenheit geben, daß man mit Grund der Wahrheit von ihm sagen könnte, daß er die Antworten unbilliger Weise tadle, so wie er aber auch nicht will, daß man ihm die Fehler derselben verhehle und ungeahndet hingehen lasse. Allein ich will euch vorlesen, wie er darauf geantwortet habe. Auf die Frage: was das älteste sey? sagte er, die Zeit: Was das gröste sey? die Welt: Was das weiseste sey? die Wahrheit: Was das schönste sey? das Licht: Was das gemeinste sey? der Tod: Was das nützlichste sey? Gott: Was das schädlichste sey? der Dämon: Was das stärkste sey? das Glück: Was das leichteste sey? Was angenehm ist.

Nachdem dieses vorgelesen worden, war eine Zeit lang ein Stillschweigen; endlich fragte Thales den Niloxen, ob Amasis mit dieser Auflösung zufrieden gewesen? Er ließ, sagte er, sich einige wol gefallen, aber andre mißbilligte er. Es ist keine von diesen Antworten versetzte Thales, die nicht tadelns werth sey; in jeder sind grosse Fehler und Irrthümer. Gerade zum Beyspiel, wie kann die Zeit das älteste in der Welt seyn? Ist nicht ein Theil derselben vergangen, ein andrer gegenwärtig, ein andrer zukünftig? Die Zeit, die nach uns seyn wird, kann nicht anders als jünger scheinen als die Dinge und Menschen, die itzt sind. Wenn er sagt, die Wahrheit sey Weisheit, so ist es geradezu eben so viel, als wann er gesagt hätte, Licht und Auge seyn eben dasselbe. Wann er sagt, das Licht sey schön, so gebe ich es ihm zu, allein, wie hat er da die Sonne selbst vergessen können? Was er im übrigen von den Göttern und den Dämonen sagt, so ist es sehr verwegen und gefährlich. Höchst

unvernünftig ist, was er vom Glücke behauptet, so wurde es sich gewiß nicht so leicht verändern, wann es das stärkste und mächtigste unter allen Dingen wäre: Auch ist der Tod nicht das allgemeinste, denn er gehet ja die Lebenden nichts an. Allein wir wollen unsre Entscheidungen neben die seinigen hinstellen, damit man uns nicht den Vorwurf machen könne, wir geben uns nur damit ab, andre zu recht zu weisen. Ich will der erste seyn darauf zu antworten, wann es dem Niloxen beliebt mich eines nach dem andern zu fragen.

Ich will dir itzt ebenfalls die Antworten und die Fragen der Ordnung nach erzählen.

Was ist das älteste? Gott, sagte Thales; denn er hat keinen Ursprung und Anfang.

Was ist das gröste? Der Ort; die Welt enthält alle Dinge in sich, der Ort aber enthält die Welt in sich.

Was ist das schönste? Die Welt; alles, worinn man Ordnung und Schönheit bemerkt, ist ein Theil derselben.

Was ist das weiseste? Die Zeit; sie ist es, der man die vorigen Erfindungen zu danken hat, und die uns in Zukunft mit neuen bereichern wird.

Was ist das allgemeinste? Die Hoffnung; wer sonst nichts mehr hat, der hat doch sie.

Was ist das nützlichste? Die Tugend; sie macht alles andre durch einen weisen Gebrauch erst recht nützlich.

Was ist das schädlichste? Das Laster; wo dasselbe zugegen ist, da verwüstet es alles.

Was ist das stärkste? Die Nothwendigkeit; sie allein ist unüberwindlich.

Was ist das leichteste? Was natürlich ist; denn auch die Wollüste können oftmals ermüden.

Jedermann gab Thales Beyfall; mein werther Niloxen, sagte Kleodemus, solche Fragen und solche Antworten stehen Königen wol an; jenen Barbaren aber, der dem Amasis das Meer zu trinken geben wollte, hätte man mit der kurzgefaßten Antwort abfertigen sollen,

die einst Pittakus dem Alyattis gab, als er den Lesbiern in einem Brief stolze Befehle zuschickte. Er ließ ihm zur Antwort nichts anders sagen; als er soll Zwiebeln und warmes Brodt essen.

Periander nahm hierauf das Wort: Es war schon bey den alten Griechen die Gewohnheit, mein Kleodem, einander solche Fragen vorzulegen. Man hat uns erzählt, die besten Dichter, welche unter den Weisen derselben Zeit den Vorzug hatten, haben sich bey dem Grabmahl des Amphidamas zu Chalkis versammelt; (dieser Amphidamas (*) hatte sich um den Staat wol verdient gemacht und den Eretriern in den Kriegen, die sie wegen Lilas führeten, grosse Mühe verursachet; er ist auch in denselben geblieben.) Da nun die von den Dichtern verfertigten Gesänge, die Entscheidung überaus schwer machten, weil sie einander sehr nahe kamen, die beyden Mit-

(*) Er war ein Sohn des Aleus, Königs in Arkadien und lebte vor der Belagerung von Theben.

Mitstreiter Homer und Hesiod den Richtern Ehrfurcht einflößten, und sie eben dadurch in grosse Verlegenheit setzten, so gerieth man auf solche Fragen. Man warf, wie Leches erzählt, diese auf:

Sage mir Muse, was niemals vordem geschehen, in Zukunft.

Niemals geschehen wird. . . .

Worauf Hesiod aus dem Stegrief antwortete:

Daß lautschalende Rosse, im Lauf zum Siege beflügelt.

Ihre Wagen um Jupiters Grabmahl rollend zerbrechen.

Dieß soll ihm so grosse Bewunderung erworben haben, daß ihm der Dreyfuß zuerkennt ward.

Allein worinn ist das wol, sagte Kleodem, von dem Räthseln unterschieden, womit Eumatis spielet und sie dem Frauenzimmer zur Kurzweil vorlegt, so wie sich andre damit angenehm unterhalten, daß sie Bänder flechten und Hauben stricken; dies läßt der Eumetis gar artig; allein wann Männer von Verstand

sich ernsthaft damit beschäftigen, so ist es lächerlich. — Man konnte es wol sehen, Eumetis hätte dem Kleodem gern etwas dagegen gesagt, allein die Schamhaftigkeit hinterhielt sie; ihr ganzes Gesicht erröthete.

Aesop wollte sie rächen und fragte ihn: Ist es nicht noch weit lächerlicher, wenn man solche Räthsel nicht auflösen kann, wie eben das ist, so sie uns vor der Mahlzeit vorgelegt hat.

Erz mit Feuer, ich sahs, an menschliche Leiber anheften;

Könntest du mir sagen, was dieses sey?

Nein, versetzte Kleodem, ich habe es auch nicht nöthig zu wissen. Niemand, sagte jener, weiß dies doch besser als du und kann bessern Gebrauch davon machen, und wenn du es auch leugnen wolltest, so wurden die Schrepfköpfe für mich zeugen. Kleodem lachte hierüber, denn er bediente sich unter allen Aerzten seiner Zeit derselben am meisten und hatte sich durch dieses Hülfsmittel viel Ruhm erworben.

Mues-

Mnesiphilus, ein Athener und Freund und Nacheiferer Solons sagte hierauf; ich meines Theils wünschte, Periander, das Reden mögte so wie der Wein unter alle auf gleiche Weise vertheilt seyn, nicht nach dem Reichthum, nicht nach dem Rang, wie in einem freyen Staate sollte es für alle gemein seyn; was bisdahin von der Oberherrschaft und Regierung der Könige gesagt worden gehet uns Bürger eines Freystaates wenig an. Meine Meynung wäre also, daß wir alle Mann für Mann, über diejenige Staatsverfassung, wo alle Bürger gleiche Rechte haben, unsre Gedanken zusammentragen, und daß Solon wieder damit den Anfang mache! Der Vorschlag gefiel.

Solon redete der erste: Du mein werther Mnesiphilus und alle Athener können meine Gesinnungen in Absicht auf die Regierung des Staates aus dem abnehmen, was sie von mir gehört haben: soll ich mich aber nochmals darüber erklären, so dünkt mich diejenige Republick die glücklichste, die wird auch ihren

Wohlstand und Freyheit am besten behaupten, in welcher diejenigen, die keine Unbill erlitten haben, den Urheber einer ungerechten That mit eben so viel Eifer vor den Richter und zur Strafe ziehen als der beleidigte selber.

Der zweyte war Bias, er sagte, die beste Demokratie sey die, wo die Gesetze mehr als ein Tyrann von jedermann gefürchtet werden.

Nach diesem sagte Thales, die, welche weder allzu reiche noch gar zu arme Bürger habe.

Diesem folgte Anacharsis; Wo alles übrige gleich ist, und nur die Tugend einen Vorzug giebt, und das Laster Nachtheil bringt.

Kleobul war der fünfte; er sagte: Wo die Bürger den Tadel noch mehr als die Gesetze scheuen.

Der sechste, Pittakus: Wo es schlimmen Bürgern nicht erlaubt ist obrigkeitliche Stellen zu bekleiden, wol aber den guten.

Chilon wandte sich um und behauptete, diejenige Republick sey die beste, wo man den

Gese-

Gesetzen am meisten, den Rednern am wenigsten Gehör gebe.

Endlich fällte Periander nach allen das Urtheil: Alle scheinen diejenige Demokratie vorzüglich zu loben, die einer Aristokratie am ähnlichsten sey.

Als diese Untersuchung zu Ende war, bat ich sie, sie mögten uns auch lehren, wie man seinem Hause vorstehen soll. Nur wenige haben Königreich und Staaten zu regieren; ein jeder von uns hergegen hat sein Haus, seine Familie.

Nicht alle von uns, sagte Aesop und lachte, wann du den Anacharsis auch dazu zählst; dieser hat kein Haus, und er glaubt sich groß damit, daß er ohne ein Haus zu haben auf seinem Wagen daher fährt, gleich dem Phöbus, der, wie man sagt auf seinem Wagen an dem Himmel herum zieht und bald in dieser bald in jener Gegend sich aufhält.

Eben deswegen, versetzte Anacharsis, ist

Phöbus unter allen Göttern fast allein frey, oder besitzt doch die uneingeschränkteste Freyheit, herrscht über alles, und wird von niemandem beherrscht, sondern regiert und leitet die Zügel; du hast auch wie mich dünkt, keinen Begriff von seinem Wagen, von welcher ausnehmenden Schönheit und bewundernswürdigen Grösse er ist, sonst wurdest du ihn nicht im Scherz, um ein Gelächter zu erregen, mit unsern Wagen vergliechen haben. Neben dem könnte man fast glauben, mein lieber Aesop, was du ein Haus heissest sey eine leimerne und hölzerne mit Ziegeln bedeckte Wohnung; das ist eben so, wie wann du das Schneckenhaus, und nicht das Thier, so darinne ist, für eine Schnecke ansehen wolltest. Du würdest also den Solon gewiß ausgelachet haben; man wies ihm den kostbaren und prächtigen Pallast des Krösus, und dennoch wollte er nicht so geradezu eingestehen, daß der Besitzer desselben eine schöne Wohnung habe und glücklich sey; er wollte das innere zuerst sehen, ein Augenzeu-

gen seyn von den Gütern, die in dem Krösus und nicht um und neben ihm sind. Du hast, wie es scheint, deine eigne Fabel von dem Fuchse vergessen. Er hatte sich in einem Streit mit dem Pantherthier eingelassen, welches von beyden buntschäckigter sey: Er verlangte aber von dem Richter, daß er vornemlich auf sein Inneres Achtung gebe, dann da werde er weit buntschäckigter scheinen. Du ziehest nur das Werk des Zimmermanns und des Steinmetzes in Betrachtung, dies macht nach deinen Begriffen das Haus aus, nicht das was darinne ist, nicht das eigentliche Hauswesen, die Kinder, die Frau, die Verwandten, die Bedienten, wann diese vernünftig und rechtschaffen sind und man gemeinschaftlich mit ihnen lebt, und wäre es auch in einem Vogelnest oder in einem Ameisenhaufen, so kann man sagen, man wohne in einem guten Hause und sey glücklich in demselben. Damit habe ich dem Aesopus antworten und zugleich gegen den Diokles meine Gebühr abstat-

ten

ten wollen. Allein es ist billig, daß ein jeder von den übrigen auch seine Meynung sage.

Solon sagte also, das Haus dunke ihm das Beste zu seyn, wo bey dem Erwerb der Güter keine Ungerechtigkeit, bey der Verwaltung derselben keine Untreue und bey dem Aufwand keine Reue Statt habe.

Bias sagte, in welchem sich der Hausherr aus eignem Triebe also aufführt, wie er ausser dem Hause aus Furcht vor den Gesetzen handelt.

Thales sagte, in welchem der Hausherr am meisten Muse hat.

Cleobul, wo der Hausvater mehr geliebet als gefürchtet wird.

Pittakus erklärte sich, wo man überflüßige Dinge nicht bedarf und an nothwendigen Sachen kein Mangel ist.

Chilon sagte: Ein Haus müsse einem Staat gleichen, der einen König hat. Er fügte denn hinzu, was Lykurg zu einem gesagt, der ihm rathen wollte zu Sparta eine Demokratie zu errichten: Gehe hin,

sagte

sagte er, und führe zuerst in deiner eignen Haushaltung eine Demokratie ein.

Hier endete sich diese Unterredung. Eumetis gieng mit Melissa weg. Periander trank hierauf dem Chlion aus einem ziemlich grossen Becher zu, Chilon dem Bias; Ardalus stand auf und richtete sich an den Aesopus; willst du die Trinkschale nicht auch herab zu uns kommen lassen? Du siehest, wie sie dieselbe wie des (*) Bathykles Becher nur unter sich herum bieten und andern nichts davon geben. Man sollte denken, versetzte Aesop, diese Trinkschale sey gar nicht popular, so lange stehet sie schon bey Solon allein. Pittakus richtete sich an Mnesiphilus und fragte ihn; warum trinket Solon nicht, er zeuget damit gegen seine eigenen Gedichte, in welchen er schreibt;

Seyd mir itzo ihr Werke der Venus willkommen, des Bacchus

Und

(*) Bathykles war ein reicher und karger Mann, der nur für sich lebte.

Und der Musen, ihr seyds, die uns Männer erfreun!

Anacharsis nahm das Wort und sagte zu Pittakus: Gewiß fürchtet er sich vor dir und deinem strengen Gesetze, nach welchem man für eine Vergehung, die man im Rausch begangen, doppelt so viel gestraft wird, als wenn man sich nüchtern derselben schuldig gemachet. Du hast, versetzte Pittakus, im vorigen Jahre und auch itzt dich so grob wider mein Gesetz versündiget, daß du beyde Male berauscht worden, und die Belohnung und die Krone forderest. Wie, sagte Anacharsis, warum hätte ich, da man dem eine Belohnung aussetzte, der am meisten trinken wurde, und ich zuerst trunken war, die Belohnung des Siegers nicht fodern sollen? Oder saget mir, zu welchem Ende trinkt man so viel als damit man sich berausche? Pittakus lachte und Aesop erzählte eine Fabel; Ein Wolf sagte er, sahe, wie die Hirten in ihrer Hütte ein Schaaf verzerten; welchen Lerm wurdet ihr erregen,

sagte

sagte der Wolf, wann ich das gethan hätte! Dann, sagte Chilon; Aesop hat sich gut gerochen; wir hatten ihm so eben den Mund gestopft. Nun läßt er es auch nicht unbemerkt hingehen, wann wir andre dem Mnesiphilus die Gelegenheit zu reden benommen haben; denn Mnesiphilus war verhindert worden für den Solon zu antworten.

Mnesiphilus sagte also folgendes: Ich bin völlig überzeugt, Solon sehe das für das Werk jeder Kunst und jeder menschlichen und göttlichen Kraft an, was von ihr gewirket wird, nicht das, wodurch die Wirkung bewerkstelliget wird, den Endzweck selbst, nicht das, was zu dem Endzweck führt. Ein Weber wird sagen, sein Werk sey, einen Mantel, ein Kleid, zu verfertigen, nicht aber die Weberschiflein zuzurüsten, und die Gewichtsteine zu richten. Ein Eisenschmied sagt, mein Werk ist Eisen zusammen zu schweisen und die Aexte abzuhärten, nicht aber, was dazu doch nothwendig erfodert wird, die Kohlen anzublasen

blasen und Hammerschlag zu bereiten. Ein Baumeister wurde es uns ernstlich verweisen, wann wir sagten, er beschäftige sich damit Holz zu durchboren und Kalck zu löschen, nicht aber Häuser und Schiffe zu bauen. So wurden die Musen nicht wenig auf uns böse werden, wann wir von denselben glauben wollten, ihr Werk sey nur Cithar und Flöten; nicht aber die Sitten zu verbessern und die Leidenschaften derer sanfter zu machen, die sich mit Gesängen und der Harmonie der Musik belustigen. Eben so wenig ist die blosse Vereinigung der Leiber und der Beyschlaf das Werk der Venus, oder die Trunkenheit und der Wein das Werk des Bacchus. Die gegenseitige Liebe und Zuneigung, die Freundschaft, die Vertraulichkeit, die daraus entstehen, dies ist es, was Solon göttliche Werke heißt; dies ist es, was er selbst in seinem Alter so sehr liebet, und wornach er strebt. Venus ist die Stifterin der Eintracht und Liebe zwischen Männern und Weibern; vermit-

telst

telst der Wollust vermischet sie zugleich mit den Leibern ihre Seelen und schmelzt sie gleichsam zusammen. Oft wann Leute, die einander gar nicht bekannt sind, unter denen keine Vertraulichkeit ist, zusammenkommen, so kann der Wein ihre Gemüther erweichen, wie Feuer das Eisen weich macht, und kann zugleich die Veranlassung seyn, daß sie voll gegenseitiger freundschaftlicher Gesinnung in eine Gesellschaft zusammenwachsen. Kommen aber Männer zusammen, wie hier sind, wie Periander zu Gast gebeten, so bedarf man weder des Weins noch der Becher; die Musen setzen uns selbst den Becher der Nüchternheit vor, unterhaltende Reden, in denen Scherz und Ernst abwechseln, wodurch die Freundschaft erregt und unterhalten wird und sich in aller Herzen ergießt. Die Musen lassen meistentheils die Kanne über der grossen Trinkschaale ruhen; eine Sache, die Hesiodus (*)

(*) Tagewerke v. 744. findet man diese abergläubische Vorschrift.

denen untersagt, die besser zu trinken als sich zu unterreden wissen:

Wann die Griechen sonst alle im Trinken ein Maaß beobachten;

Ist dein Becher doch immer gefüllet. (*)

Ich habe sogar in Erfahrung gebracht, daß die Alten auch bey dem Zutrinken in Uebung gehabt, in der Ordnung nach einem gewissen Maaß zu trinken, so wie Ajax dem, der bey der Tafel neben ihm saß seinen Theil zugemessen.

Der Dichter Chersias, den Periander erst neulich von der ihm beygelegten Schuld losgesprochen, und dem er durch die Vermittelung des Chilons seine Gunst wieder geschenkt, sagte hierauf: Theilet etwann Zeus den übrigen Göttern bey dem Gastmahl, wann sie einander zutrinken, auch nach einem gewissen Maaß aus, so wie Agamemnon den griechischen Fürsten? Wann es wahr ist, versetzte Kleo-

(*) Sagt Agamemnon zu Idomeneus. Ilias. v. 262.

Kleodem, was ihr Dichter erzählet, daß fliegende Tauben mit grosser Mühe über Felsen hin das Ambrosia zu dem Jupiter tragen, glaubtest du da nicht, daß der Nectar auch rar und schwer zu bekommen seyn werde, so daß man gut damit haushalten und sparsam einen jeden Gott seinen Theil zumessen wird.

Und zwar gleich, versetzte Chersias, allein wir haben vorhin von der Haushaltung geredt; einer von euch sollte das noch hinzuthun, was davon zu sagen übrig geblieben ist, nämlich das Maaß der Güter zu bestimmen, das hinlänglich sey und bey dem man vergnügt leben könne.

Das Gesetz, sagte Kleobul, hat dies für die Weisen schon bestimmt, den Thoren aber will ich eine Fabel erzählen, die meine Mutter einst meinem Bruder erzählte: Der Mond bat einst seine Mutter, sie mögte ihm ein Kleid weben, das ihm recht wol an den Leib passe; wie kann das wol seyn, sagte die Mutter, da du bald voll bist, bald aber wieder zu-

nihmst. Also läßt sich mein werther Chersias, das Maaß der Glücksgüter für einen unvernünftigen und lasterhaften Menschen nicht wohl bestimmen; nach seinen verschiedenen Bedürfnissen, Begierden und Zufällen hat er bald dieses bald jenes nöthig; er gleicht dem Hund des Aesopus, wann er sich im Winter wegen der Kälte zusammenzieht und ganz in sich hineinschmieget, so denkt er darauf, ein Haus zu bauen; wann er dann aber im Sommer ausgestreckt da ligt und schläft, so kömmt er sich selber als groß vor, und dünkt es ihm nicht mehr nothwendig und nicht eine so leichte Sache zu seyn, ein so grosses Haus aufzubauen. So siehest du, mein Chersias, wie einige bisweilen sich ganz klein stellen und sich auf sehr wenig einschränken, als wann sie ganz schmal und lakonisch leben wollten, wie sie aber bald hernach, wann sie nicht alles das besitzen, was sie bey Privatpersonen und Königen sehen, vor Mangel umzukommen glauben.

Chersias schwieg und Kleodem nahm das Wort;

Wort; allein ihr Weisen selber, wann man eine Vergleichung unter euch anstellt, so kann man leicht wahrnehmen, daß die Glücksgüter nicht in gleichem Maaß unter euch ausgetheilt sind.

Das Gesetz hat, versetzte Kleobul, einem jeden von uns, mein Werthester, gleich einem geschickten Weber seinen gebührenden, mäßigen und schicklichen Theil zugemessen. Du selber, dessen Vorschriften den Kranken so viel als ein Gesetz sind, wodurch du ihnen die Nahrung, die Lebensordnung und die Arzneymittel vorschreibst, giebst nicht einem ieden das gleiche doch allen, was für sie schicklich ist.

Ardalus sagte hierauf: Ist denn auch ein Gesetz, welches unsern Freund, den Epimenides, den Gast des Solons, heißt von allen Speisen sich enthalten, und vermittelst jenes hungerstillenden Mittels, ein Vergnügen, das er sich selbst verfertiget, und wovon er ein wenig in den Mund nimmt, ganze

Tage ohne Mittag und Abendmahlzeit zuzubringen.

Diese Rede hatte die Gäste aufmerksam gemacht; Epimenides thut wohl, sagte Thales spottend, daß er er sich selber nicht mag Mühe damit verursachen, Speisen zu mahlen und zu kochen, wie Pittakus. Ich hörte jüngst eine fremde Sklavin bey der Mühle singen, als ich zu Lesbos war; „Mahle, Mühle, mahle; denn selbst Pittakus, der in der grossen „Stadt Mitylene regiert, mahlet gern.„ (*)

Solon sagte; ich verwundere mich Ardalus, wenn du das Gesetz, das die Lebensart, die dieser Mann beobachtete, vorschreibt, in den Gedichten des Hesiodus nicht gelesen hast: Er ist es, der dem Epimenides die ersten Saamen zu dieser Speise verschaffet und ihn gelehrt hat nachzuforschen:

Was für Nutzen uns Asphodel und Pappeln gewähren? (†)

Mey-

(*) S. Hagedorn. Theil III. Abhandlung von den Liedern. S. 262. 63.

(†) Tagwerk. v. 41.

Meynest du, sagte Periander, Hesiod habe an so etwas gedacht, er, der beständige Lobredner der Sparsamkeit, habe uns nicht vielmehr damit die schlechtesten Speisen, die allemal auch die gesundesten sind, belieben wollen: Die Pappeln sind gut zu essen und die Frucht des Asphodels ist süß. Allein jene Hunger und Durst vertreibenden Mittel sind eher Arzneymittel als Speisen, so viel ich höre: Man braucht Honig und fremden Käs und nicht leicht zubekommende Saamenkörner dazu. Wurde man dann nicht wie Hesiodus (*) sagt, das Steuerruder über dem Rauch aufhängen:

Und die Arbeit der Ochsen und Maulesel stillstehen,

Wann es es einer so grossen Zurüstung bedürfte? Gewiß hat auch dein Gast, Solon, da er jüngst bey den Delieren den Ceremonien der grossen Einweihung beygewohnet, selbst wahrgenommen, wie sie Denkmähler und Mu-

(*) Tagwerk. v. 45.

ster der ersten gebräuchlichen Nahrungsmittel und neben andern auch Pappeln und Asphodel in den Tempel gebracht, welche uns Hesiod wahrscheinlicher Weise deswegen empfiehlt, weil sie so gemein und leicht zu haben sind. Nicht nur deswegen, sagte Anacharsis; beyde werden als der Gesundheit vorzüglich zuträgliche Gewächse angepriesen.

Du hast recht hierinn, sagte Kleodem, man siehet offenbar, daß sich Hesiodus auf die Arzneywissenschaft verstehet, er hat mit vieler Genauigkeit und Einsicht von der Lebensordnung, von dem Gebrauch des Weins, von der Güte des Wassers, vom Baden, von den Weibern, von der Zeit der Beywohnung, von der Art die kleinen Kinder zu legen, geschrieben. Allein es dünckt mir, Aesopus könne sich noch mit besserm Recht für einen Schüler des Hesiodus ausgeben als Epimenides; die Rede, die Hesiod den Sperber an die Nachtigal halten läßt, hat bey Aesop den Grund zu der schönen und mannigfaltigen Weisheit geleget, die

so

so viele Zungen beschäftiget. (*) Doch mögte ich von Solon gern vernehmen, denn vermuthlich wird er es wol wissen, da er zu Athen so lange Zeit mit Epimenides vertraut gelebt hat, was ihn bewogen und auf die Gedanken gebracht habe, einer solchen Lebensordnung zu folgen.

Was bedurfte es lange, ihn dieses zu fragen, erwiederte Solon: Es ist für sich selbst offenbar, daß das nach dem höchsten Gut des

(*) Hesiod erzählt in seinen Tagwerken diese Fabel, die wahrscheinlich dem Aesop zum Muster gedienet. v. 203 - 11. Also sagte der Sperber zu der Sängerin, Nachtigal, die er ergriffen, und in den Klauen hoch durch die Wolken mit sich führte: Sie weinte jämmerlich unter seinen Klauen; er aber sprach gebietrisch zu ihr: Was magst du ein solches Geschrey machen; Unglückliche! Du bist nun in der Gewalt eines mächtigern, bey allem deinem schönen Gesang, mußt du itzt mit mir hin, wo ich will; ich kann eine Mahlzeit von dir halten, oder dich loslassen; Ein Thor ist, wer einem mächtigen widerstrebt; er gewinnt nichts dabey, vielmehr muß er neben dem Schimpf noch Schmerzen erdulden.

Menschen das zweyte ist, sehr wenig Speise nöthig zu haben, wann man anders mit Grund behauptet, daß dies das erste sey, gar keine Speise nöthig zu haben.

Wann ich meine Gedanken frey heraus sagen soll, sprach Kleodem, so kömmt es mir gar nicht also vor, besonders hier bey der Tafel; hebt man diese nebst den Speisen auf, so stürzt man zugleich damit die Altäre der Götter der Freundschaft und Gastfreygebigkeit zu Boden. Thales sagt, wann die Erde weggenommen wurde, so wurde in der ganzen Welt nothwendig Unordnung und Verwirrung entstehen: Eben so kann man behaupten, daß mit der Tafel und der Speise das ganze Hauswesen zu Trümmern gehe. Dann damit werden zugleich die Schutzgottheit der Vesta, der Feuerherd, die Becher, die Gastereyen, die Bewirthung der Fremden, die ersten und menschenfreundlichsten Bande des gesellschaftlichen Lebens unter den Menschen aufgehoben; ja die ganze Einrichtung des menschlichen Lebens

wird

wird dadurch zerrüttet, wann der Uebergang von den Geschäften zu den Vergnügungen anders den Menschen natürlich ist, wozu die Zubereitung und der Genuß der Speisen häufige Gelegenheit giebet. Das gleiche Uebel, mein Werther, wird sich auch bey dem Feldbau zeigen; ist dieser einmal aufgehebt, so wird die Erde bald ungestalt und verwildert, und aus Mangel der Anbauung mit unfruchtbaren Gewächsen und ausgetrettenen Wassern überdeckt seyn. Mit dem Ackerbau gehen auch alle die Künste und Handthierungen zu Grunde, die ihm untergeordnet sind, und denen allen er zur Grundlage und Stoff dienet; und die, so bald er nicht mehr ist, verschwinden. Höret dieses einmal auf, so wird die Verehrung der Götter bald ein Ende haben, die Menschen werden der Sonne wenig Ehre mehr, noch weniger dem Mond erzeigen, wann sie ihnen nichts weiter als Licht und Wärme zu danken haben. Wo wird der regnende Jupiter, Ceres, die die Saaten beschützt, und Neptun, der die

Pflan-

Pflanzen ernährt, mehr Altäre haben: Wo Opfer mehr haben? Wie wird Bacchus der Geber der Freuden seyn, wann wir seiner Gaben nicht mehr bedörfen? Was wollen wir ihnen opfern, vor ihnen ausgiessen, welche Erstlinge darbringen? Dies alles zieht den gänzlichen Umsturz und die Verwirrung der wichtigsten Dinge nach sich. Ich gebe es gern zu, es ist höchst unvernünftig, allen Wohllüsten auf alle nur mögliche Weise nach hängen; aber jede derselben auf alle Weise fliehen ist Unempfindlichkeit. Die Seele mag freylich andre und edlere Vergnügungen haben und dieselben geniessen, so ist doch unter den Vergnügen des Leibs keines das unschuldiger sey als dasjenige, das man bey dem Genuß der Nahrung empfindet. Alle Menschen kommen darinn überein. Sie decken die Tafel vor jedermanns Augen, und nehmen da gemeinschaftlich mit einander die Mahlzeit; zu den Vergnügen der Venus aber erwählen sie die Nacht und verbergen sich in tiefer Finsterniß, weil sie es für

unver-

unverschämt und thierisch halten, andre dabey gegenwärtig zu haben, so wie hingegen bey jenem, andre davon zu entfernen.

Als Kleodem geendiget hatte, nahm ich das Wort: Man hätte diesem noch beyfügen können, daß man mit der Nahrung zugleich den Schlaf verbannet; ist der Schlaf einmal weg, so giebt es auch keine Träume mehr, und so verlieren wir zugleich damit die Art der Wahrsagung, welche unter allen die älteste ist. Unser Leben wird sodann ganz einförmig seyn, und es ist so zu sagen völlig vergebens, daß unsre Seele mit einem Leib umhüllet ist, denn die mehresten und vornehmsten Theile desselben sind so eingerichtet, daß sie zu Werkzeugen der Nahrung dienen, die Zunge, die Zähne, der Magen, die Leber, nichts ist müßig, nichts zu einem andern Gebrauch bestimmt. Wer keiner Speise bedarf, der hat also auch keinen Leib nöthig. Das ist aber eben so viel als seiner selbst nicht nöthig haben, denn jeder von uns hat einen Leib.—

Dies

Dies haben wir unsrerseits, sagte ich, zur Vertheidigung des Bauchs anführen wollen, hat aber Solon oder sonst ein andrer etwas dagegen zu sagen, so wollen wir es gern anhören.

Gewiß haben wir etwas, sagte Solon, könnte man sonst nicht sagen, wir hätten weniger Einsicht als die Egypter, welche den Todten aufschneiden, und ihn so geöfnet vor der Sonne ausbreiten; die die Eingeweide alsobald in den Fluß werfen, und erst alsdann den Leichnam, den sie nun für rein ansehen, besorgen. Denn diese sind in der That ein Schandfleck unsers Leibs, der Tartarus, wo fürchterliche Flüsse, mit Feuer und Wind vermischt sind, und alles voll Todter ist; nichts das lebt kann sich mit lebenden Dingen ernähren, sondern wir tödten zu dem Ende hin belebte Geschöpfe und Gewächse, denn auch diese haben ein Leben, weil sie sich ernähren und wachsen, und wir thun unrecht daran, daß wir sie zerstören, denn zerstört wird alles das,

was

was durch eine Verwandlung in ein anderes Wesen übergehet, und Verderbniß aller Arten erfährt, damit es dem andern zur Nahrung dienen könne. Sich bloß von dem Essen des Fleisches zu enthalten, wie man von dem alten Orpheus erzählt, ist eher eine Ausflucht als ein Mittel, den Vorwurf der Ungerechtigkeit, zu dem uns unsre Schwelgerey verleitet, von uns abzulehnen, der einzige Weg, sie auszuweichen und sich rein zu bewahren ist, wann man genügsam ist und keiner Sache ausser sich bedarf. Man müßte sonst sagen: Gott hätte es einigen unmöglich gemacht, sich ohne die Beschädigung andrer Geschöpfe zu erhalten, und dem zufolge in ihre Natur einen Grundtrieb zu ungerechten Handlungen gelegt. Wäre es also nicht billig, mit dieser Ungerechtigkeit zugleich den Bauch, den Magen und die Leber wegzuschaffen? Glieder, die keine edle Empfindung, keine edle Begierde in uns hervorbringen, die vielmehr dem Küchengeräthe ähnlich sind, Messern, Kochtöpfen,

derer

derer andre Mühlengeräthen, oder einem Ofen, oder einem Brunnen, oder einem Backtrog gleichen. Man kann mit Wahrheit sagen, die Seele sey bey manchem in seinen Leib wie in eine Mühle eingespert und bewege sich der Bedürfnisse halber herum; wir haben dies an uns wahrnehmen können, wir sahen und hörten so eben einander nicht, über den Tisch gebückt wartete jeder nur der Befriedigung seiner Eßbegierde ab, itzt da der Tisch aufgehaben, sind wir nun frey, mit Blumen bekränzet unterreden wir uns mit einander, geniessen die gute Gesellschaft, und der Muse und daß nur deswegen, weil wir itzt keiner Speise mehr bedörfen; würde nun der Zustand, indem wir uns itzt befinden, durch unser ganzes Leben unaufhörlich fortdauern, hätten wir alsdann nicht stete Muse, mit einander umzugehen, ohne jemals Armuth und Mangel zu befürchten oder um Reichthum uns zu bekümmern? Denn die Begierde nach dem Ueberflüßigen folget dem Bedürfniß des

Noth-

Nothwendigen auf den Fuß nach und ist immer damit vergesellschaftet.

Kleodem ist der Meynung, man müsse Nahrungsmittel haben, damit man die Tische und Trinkschaalen brauchen könne, womit man der Ceres und Proserpina opfert. Mit gleichem Recht könnte jemand Schlachten und Krieg wünschen, damit man Mauern, Kriegsschiffe und Zeughäuser haben, und für jedes hundert getödeter Feinde Opfer darbringen könne, wie es bey den Meßeniern gebräuchlich seyn soll. Eben so könnte ein andrer auf die Gesundheit böse seyn; es wäre ja schlimm, wann niemand krank wäre; die Polster, die weichen Betten würden nichts nützen; man wurde dem Aesculapius nicht mehr, nicht mehr den Göttern opfern, die das Böse von uns abwenden; und die Arzneywissenschaft wurde mit allem ihrem Geräthe und Hilfsmitteln mit der grösten Verachtung hintan gesetzet werden; oder worinn sind die Nahrungsmittel von den Arzneymitteln verschieden? Braucht man doch die

Speise als ein Hilfsmittel gegen den Hunger, und sagt man von denen, die Speise zu sich nehmen, sie pflegen sich. Sie thun es nicht zur Lust oder zur Ergetzlichkeit, sondern als eine Sache, die ihre Natur nothwendig erfodert. Es lassen sich auch in der That weit mehr Beschwerlichkeiten herzählen, die von den Speisen ihren Ursprung haben als aber Vergnügen; auch breitet das Vergnügen sich in unserm Leib nicht weit aus und währet nur kurze Zeit; da hingegen es kaum zu sagen ist, wie viel Mühe und Verdrießlichkeiten uns die Zubereitung der Speisen verursachet und wie sehr viel beschämendes und schmerzhaftes dabey ist. In dieser Rücksicht hat Homer, wie ich glaube, die Unsterblichkeit der Götter damit erwiesen, daß sie nicht essen.

Denn sie essen kein Brodt und trinken nicht röthlichte Weine;
Blutlos sind sie daher und werden unsterblich geheissen, (*)

Womit er uns zu verstehen giebet, die Nahrung

(*) Ilias. E. v. 341.

rung diene, nicht nur zur Unterhaltung des Lebens, sondern sie befördere auch den Tod. Die Krankheiten sammeln sich davon in den Leib, und der Mangel der Speise schadet demselben nicht so sehr als die Ueberfüllung; und meistentheils erfodert es mehr Mühe, zu sich genommene Speisen zu verzehren und wegzubringen als es gekostet hat, sie zu bekommen: Es ist eben so, wie wann die Danaiden ängstlich fragen wurden, womit sie itzt ihr Leben hinbringen, was sie anfangen sollten, nachdem sie von der beschwerlichen Arbeit das durchlöcherte Faß anzufüllen befreyt wären, wann wir unserseits die Frage erregen, was wir da noch zu thun hätten, wann es dazu käme, daß wir nicht mehr so viel Speisen zu Wasser und Land aufsuchen und unsern Leib unaufhörlich damit vollstopfen müßten: Mangel der Kenntniß von edlern Gütern macht nämlich, daß wir mit einem Leben, das so viele Bedürfnisse hat, so wohl zu frieden sind. Sklaven, die die Freyheit erhalten haben, bedie-

nen sich selber aus eignem Triebe auf die gleiche Weise, wie sie vormals ihren Herrschaften aufgewartet haben. Eben so ist unsre Seele itzt auch mühsam damit beschäftiget, dem Leib Nahrung zu verschaffen; wann sie aber dereinst von dieser Dienstbarkeit wird erlediget seyn, dann wird sie in glücklicher Freyheit, für ihre eigene Nahrung besorgt, mit der Betrachtung ihrer selbst und der Wahrheit ihr Leben hinbringen, wann sie itzt niemand mehr davon wegreißt, und auf andre Gegenstände führt.

Dies ist es, mein werther Nikarchus, was damals von der Nahrung und den Speisen geredet worden. Als Solon noch redete, trat Gorgias, der Bruder des Perianders in das Zimmer. Er kam von Tänarus zurück, wohin er wegen gewisser Orackelsprüche war gesendet worden, um dem Neptunus Opfer zu bringen und Spiele aufzuführen. Wir begrüßten denselben. Periander näherte sich ihm und küßte ihn: Setzte ihn dann neben sich auf

das Ruhbette. Gorgias erzählte ihm etwas alleine. Dieser hörte aufmerksam zu und ließ über der Erzählung verschiedene Gemüthsbewegungen blicken, bey diesem ward er traurig, bey jenem erzörnte er sich, bald wollte er etwas nicht glauben, bald verwunderte er sich. Endlich wandte er sich gegen uns und lachte; ich wolle euch itzt erzählen, sagte er, was mir hinterbracht worden; allein ich trage Bedenken es zu thun wegen dessen, was ich einst den Thales sagen gehört haben; Sachen, die an sich wahrscheinlich sind, dörfe man wohl erzählen, was aber unmöglich scheine, das solle man verschweigen.

Bias nahm hier das Wort; aber eben dieser Thales, sagte er, hat den weisen Ausspruch gethan, man müsse Feinden selbst in Dingen, die an sich glaublich sind, den Glauben versagen, Freunden hingegen dörfe man auch unglaubliche Sachen glauben; durch Feinde aber versteht er meines Erachtens Lasterhafte und

Thoren, durch Freunde verständige und rechtschaffene Männer.

Du wirst es also, mein werther Gorgias, sagte jener, allen erzählen müssen, oder vielmehr, wann du es mit lauter Stimme wiederholest, durch deine Erzählung Dithyrambische Gesänge hervorbringen.

Wir hatten, so erzählte Gorgias, das Opfer in dreyen Tagen zu Ende gebracht. Den letzten wachten wir die ganze Nacht und führten Tänze und Spiele an dem Gestade auf. Der Mond schimmerte auf dem Meer; kein Wind blies; vielmehr herrschte die ruhigste Stille, nur von Ferniß nahm man ein geringes Wallen des Wassers wahr, welches sich dem Vorgebürge zuzog, davon erhoben sich nach und nach grössere Wellen, die ein Geräusch und Schaum erregten, so daß jedermann voll Verwunderung an den Ort hinlief, wo sie an das Ufer schlugen. Ehe man aber wegen der Geschwindigkeit errathen konnte, was es sey, erblickte man plötzlich Del-

phine

phine (Meerschweine); die einen schlossen sich dicht ineinander in einen Krais; andre giengen voraus und führten sie dahin, wo das Gestade am ebensten war; noch andre folgten hinten nach; in der Mitte aber ragte die Last eines schwimmenden Körpers über das Meer empor, wovon man nichts erkennen, noch unterscheiden konnte; zuletzt versammelten sie sich alle; näherten sich dem Ufer und setzten einen Menschen auf das Land, der Leben und Bewegung hatte. Darauf kehrten die Delphine zu dem Vorgebürge zurück, sprangen noch mehr auf als zuvor, spielten und hüpften gleichsam vor Freuden auf.

Viele von uns sagte Gorgias, flohen erschrocken von dem Meer weg, nur wenige erkühnten sich mit mir näher hinzugehen, wo wir alsobald den Citharnspieler Araion erkannten. Er sagte uns selbst seinen Namen, und an seiner Kleidung konnte man ihn sogleich kennen, denn er war in dem Aufzug, in dem er öffentlich auf der Cithar zu spielen pflegte.

Wir trugen ihn in unser Gezelt; es fehlte ihm nichts, als daß er durch die Schnelligkeit und Heftigkeit der Farth ermüdet und schwach war. Da erzählte er uns eine Begebenheit, die jedermann unglaublich vorkommen muß, nur uns nicht, die selber das Ende davon gesehen haben.

Er hatte sich schon längstens vorgenommen, so erzählte Arion, aus Italien abzureisen, als ihm aber Periander hierüber schrieb, so setzte er sein Vorhaben desto schleuniger ins Werk. So bald er ein Corinthisches Schiff zur Abfarth bereit fand, bestieg er dasselbe und schiffte nach Corinth. Er merkte, daß die Schiffleute sich vorgenommen hätten, ihn umzubringen; er vernahm auch von dem Steuermann, der ihm heimlich davon Nachricht gab, daß sie gesinnet seyn, ihr Vorhaben bey Nacht auszuführen. Da er sich nun von aller Hülfe entblösset und in der äussersten Noth sahe, fiel ihm wie durch eine göttliche Eingebung der Gedanke bey, er wolle

sich

sich auf das schönste aufputzen, und zu dem Ende hin das Kleid anziehen, in dem er auf dem Schauplatz die Cithar spielte, und so bey lebendem Leibe sich zu dem Leichengepränge ausrüsten, dann sein Leben mit Gesang beschliessen, und den Schwanen hierinn keinen Vorzug vor sich einräumen. In diesem Aufzug gieng er zu den Schiffleuten und und sagte ihnen, er habe Lust bekommen, dem pytischen Apollo für seine Wohlfarth, des Schiffes und aller derer, die darinn sind, ein Lied anzustimmen. Er stellte sich also auf das Bord des hintern Theils des Schiffs, rief zuerst in seinem Gesang die Götter des Meers an, und sang dann das Lied dem Apollo. Er war noch nicht in der Mitte desselben, die Sonne gieng in das Meer unter, und der Peloponnes fieng an sich zu zeigen, so wollten die Schiffleute nicht länger die Nacht erwarten, sondern kamen den Mord zu vollbringen; als er die entblößten Schwerdter sahe, und wie der Steuermann sich verhüllte, lief er und

stürzte sich von dem Schiff, so weit er konnte, ins Meer: Ehe aber der ganze Leib ins Meer sank, fühlte er sich von Delphinen getragen, die sich unter ihn hingelegt hatten; anfangs wußte er nicht, was dies wäre, und war sehr verlegen und bestürzt; hernach aber ward er sanft fortgetragen und sahe viel Delphinen, die sich freundschaftlich um ihn herdrängten, und wie sie alle wechselsweise ihn trugen, und damit zeigten, daß sie diesen Dienst, den sie ihm leisteten, für ihre gemeinschaftliche Schuldigkeit ansehen. Das Lastschiff blieb weit zurück und daran konnte er wahrnehmen, wie schnell die Farth sey. Die Furcht des Todes, sagte er, und die Liebe zum Leben herrschte damals nicht so stark in seinem Gemüthe, als die Ehrbegierde, glücklich davon zu kommen, damit man ihn für einen Liebling der Götter ansehen mögte, und sein Gemüth in Zukunft ein vestes Vertrauen zu den Göttern fassen könnte. Da er den Himmel voll Sterne, zugleich den Mond,

der

in vollem Glanz und mit reinem Lichte hervorstieg, sahe; das Meer, das rund um ihn her geebnet und ruhig war, nur daß es ihrem Lauf einen offnen Weg ließ; da habe er bey sich selbst gedacht, die göttliche Gerechtigkeit habe mehr als ein Aug, Gott sehe durch alles dieses ringsumher und beobachte alles, was auf der Erde und dem Meer geschieht. Diese Gedanken, sagte er, haben auch seinen Leib gestärkt, der anfieng müde und schwach zu werden: Als sie sich endlich einem hohen und steilen Vorgebürge näherten, nahmen sie sich sorgfältig in Acht, führten ihn geschickt durch verschiedene Umwege, indem sie immer dem Land nachschwammen, bis sie ihn wie ein Schiff in einen sichern Port brachten, so daß er bey dieser ganzen Ueberfarth die Leitung der göttlichen Vorsicht habe wahrnehmen müssen.

Nachdem Arion dieses erzählt hatte, sagte Gorgias, fragte ich ihn, wo er glaube, daß dieses Schiff anlanden werde; Arion sagte, er glaube allerdings zu Corinth; doch

müsse

müsse das Schiff noch weit zurück seyn, indem er am Abend sich aus demselben in das Meer gestürzt, und einen Weg von nicht minder als 500. Stadien auf dem Rücken der Delphine zurück geleget habe, sogleich aber eine Windstille erfolget sey; hierauf, sagte Gorgias, habe er sich nach dem Namen des Schiffpatrons und des Steuermanns, und nach dem Wahrzeichen des Schiffs erkundiget, und sogleich Schiffe mit Soldaten ausgesendet, um Achtung zu geben, wo Schiffe anlanden. Er habe sie geheissen, den Arion mit sich nehmen, ihn aber sorgfältig verbergen, damit sie nicht etwas davon merken und sich durch die Flucht retten könnten. Nun haben die Götter in der That seine Unternehmung begünstiget; denn so bald er hieher gekommen, sey ihm die Nachricht hinterbracht worden, die Soldaten haben sich des Schiffs bemächtiget und die Schiffleute nebst allen, die darauf waren, zu Gefangnen gemacht. — Periander befahl hierauf dem Gorgias, alsobald

bald hinzugehen und diese Männer in eine sichere Gefangenschaft bringen zu lassen, wo niemand mit ihnen Umgang haben, noch ihnen sagen könne, daß Arion mit dem Leben davon gekommen sey.

Ihr lachet, sagte Aesop, über meine Häher und Raben, wann sie so schwatzen, und doch sehet ihr, wie diese Delphinen hier gauckeln.

Dies ist ganz was anders, sagte ich, mein lieber Aesop, was wir hier erzählen, und dem wir auch wirklich Glauben zustellen; denn was von den Delphinen da gesagt wird, schreibt sich schon von tausend Jahren her, von der Zeit der Ino und des Athamas her.

Solon nahm da das Wort. Dies sind Sachen, mein werther Diokles, die die Götter näher angehen und über unsern Gesichtskrais sind. Was aber mit dem Hesiodus sich zugetragen, das ist menschlich und gehet uns näher an. Du hast vermuthlich die Erzählung davon auch schon gehört.

Ich

Ich sagte: Nein.

So ist es wohl der Mühe werth, sie anzuhören, sagte er: Ein gewisser Milesier, mit dem Hesiodus zu Lokren gemeinschaftlichen Tisch und Wohnung hatte, hatte heimlich mit der Tochter ihres Gastwirths einen sträflichen Umgang gehabt und war über der That ertappt worden; da fiel auf den Hesiodus der Verdacht, als wann er von Anfang an um dieses Verbrechen gewußt und geholfen hätte, dasselbe heimlich zu halten; ungeachtet er nun völlig unschuldig war, so wurde man doch heftig böse über ihn, und machte ihm falsche Zulagen; die Brüder des Mädgens stellten ihm nach dem Leben und tödteten ihn nebst seinen Bedienten, dem Troilus, bey dem Lokrischen Walde. Ihre Leichname wurden in das Meer geworfen; Der Leib des Troilus ward bis in den Fluß Daphnus fortgetrieben, wo er an einer Klippe, an die ringsherum die Wellen schlagen, nicht ferne vom Meer hangen geblieben, diese Klippe heißt heut zu Tage noch Troilus;

Troilus; den todten Hesiodus aber hat alsobald eine Schaar Delphine aufgehoben, und bis nach Rhium und Molykrien getragen. An eben diesem Tage begiengen die Lokrer eine grosse Feyerlichkeit an diesem Gestade, wo sie bey einer grossen Menge Volks den Göttern Opfer brachten; diese Feyerlichkeit wird noch heut zu Tage an dem gleichen Ort mit grosser Pracht wiederholet. Als sie nun den Leichnam saher, der näher getrieben ward, liefen sie voll Verwunderung, wie man wol denken kann, an das Gestade, und da sie ihn bald erkannten, weil er noch nicht lange todt war, so vermochte der Ruhm dieses grossen Mannes bey ihnen so viel, daß sie vor allen anderm dieser Mordthat nachforschten; dieses geschahe mit solcher Eilfertigkeit, daß sie die Mörder sogleich entdeckten; Sie wurden lebendig in das Meer versenkt und ihre Häuser dem Boden eben gemacht. Hesiod wurde bey Nemeum vergraben; die meisten Fremden wissen nicht, wo sein Grab ist; es wird vor ihnen, wegen der

Orchomenier, wie man sagt, verborgen gehalten, welche demselben nachforschen, und zufolge eines Orakels die Ueberreste wegzunehmen und iu ihrem Land zu begraben suchten— Wann sich die Delphine nun gegen Verstorbene so vertraulich und menschenfreundlich bezeigen, so ist es noch viel wahrscheinlicher, daß sie den Lebenden beyspringen werden, besonders wann sie durch den Ton der Flöten oder sonst durch Musik darzu angereizet werden. Denn dieses ist jedermann bekannt, wie diese Thiere an der Musik besonders Freude haben, ihr nachfolgen, und neben den Schiffen hinschwimmen, wann man bey schönem Wetter auf einer Seefahrt mit Gesang und Flöten sich belustiget, um sich auch daraus Vergnügen zu schöpfen.— Das Schwimmen der jungen Knaben macht ihnen auch Freude, sie wetteifern mit ihnen im Schwimmen. Ein ungeschriebenes Gesetz verschaft daher ihnen allenthalben Sicherheit. Niemand fängt sie oder fügt ihnen Schaden zu, nur wann sie et-

wann

wann in die Netze gerathen, und dem Fischfang hinderlich werden, so giebt man ihnen Schläge, wie Knaben, die etwas verfehlt haben.

Ich erinnere mich von einigen Lesbiern gehört zu haben, wie ein Mädgen von einem Delphin aus dem Meere errettet worden, allein Pittakus muß dies wissen, es ist also ganz vernünftig, daß er uns eine umständliche Erzählung davon mittheile.

Es ist eine Begebenheit, sagte Pittakus, die weltbekannt ist, und die durch verschiedene Nachrichten auf die Nachwelt gekom[illegible]n.

Als man Lesbos bevölkerte, befahl das Orakel den Anführern der Colonie, wann sie auf ihrer Farth zu einer gewissen Klippe kä[illegible]nen, sie heißt Mesogeum, so sollten sie dem Neptunus einen Ochsen, der Amphitrite und den Nereiden zu Ehren eine Jungfrau lebendig in das Meer versenken. Es waren sieben Anführer und Könige dieser Colonie, der achte, der von dem Orakel dazu bestimmt, war Echelaus, und dieser war noch unverheyrathet;

die übrigen sieben, die unverheyrathete Töchter hatten, warfen das Loos; dies fiel auf die Tochter des Smintheus; Sie schmückten dieselbe prächtig mit Kleidern und Geschmeide von Gold, und wollten sie, als sie an den bezeichneten Ort kamen, nach verrichtetem Gebete in das Meer herunterlassen. Es war aber unter denen, die mitschiffeten, ein Jüngling von nicht unedler Gemüthsart; man erzählt, er habe Enalus geheissen. Enalus war in das Mädgen verliebt, bey dieser Vorfallenheit empfand er einen unwiderstehlichen Trieb ihr Hülfe zu leisten, sprang plötzlich in dem entscheidenden Augenblick auf sie zu, umarmte sie und stürzte sich zugleich mit derselben in das Meer. Sogleich breitete sich ein Gerücht aus, das bey vielen unter dem Heere Glauben fand, wiewol er nicht den besten Grund hatte, sie sey weggetragen und errettet worden. Nachher, sagt die Geschichte, habe man den Enalus auf der Insel Lesbos gesehen, und er habe erzählt, sie seyen von Delphinen getragen

unbe-

unbeschädiget auf das feste Land gebracht worden. Ich könnte noch ganz ausserordentliche Sachen davon erzählen, Umstände die in Erstaunen setzen und die Neubegierde des grossen Hauffens sehr angenehm unterhalten wurden; allein es hält schwer, allem Glauben zuzustellen. Es haben sich zum Exempel rings um diese Insel her hohe Meereswogen in die Luft erhoben, niemand habe sich derselben nähern dörfen, Enalus allein habe sich hinein gewaget, und Meerthiere seyn ihm bis zu dem Tempel des Neptunus nachgefolget, das gröste von diesen Thieren habe einen Stein getragen, welchen Enalus genommen und dem Gott zu Ehren daselbst aufgestellt habe, und daher komme es, daß wir diesen Ort noch heut zu Tage Enalus heissen.— Uebrigens, sagte Pittakus, wann man nur der Unterschied zwischen dem was unmöglich und dem was nur ungewöhnlich ist, zwischen dem was mit der Natur der Dinge und dem was nur mit den angenommenen Meynungen der Menschen strei-

tet, recht zu machen wüßte, so könnte man deinen Ausspruch, Chilon, nichts zu viel, am besten beobachten; man wurde nicht so leicht alles glauben, und nicht ohne Grund den Glauben versagen.

Anacharsis sagte nach diesem: Es soll uns gar nicht befremden, wann Gott durch seine Leitung noch so bewundernswürdige Dinge zu Stande bringt, um so viel weniger, wann wir den vortreflichen Lehrsatz des Thales annehmen, daß in den vornehmsten und beträchtlichsten Theilen der Welt eine Seele sey; der Leib ist das Werkzeug der Seele, die Seele das Werkzeug Gottes; der Leib bringt zwar viele Bewegungen aus sich selbst hervor, die meisten und die edelsten aber hangen von der Seele ab. Eben so handelt die Seele bey vielen Sachen nach ihrem eignen Antrieb, in andern Handlungen aber läßt sie sich von Gott zu seinen Absichten leiten, und sich völlig von seinem Willen regieren, und ist so das edelste Werkzeug dessen er sich nur immer bedienen kann;

oder wie? Sollten nur das Feuer, der Wind, die Wolken, der Regen in der Hand Gottes ein Werkzeug seyn, wodurch er Wesen ernährt und erhält, und andre Wesen beschädiget und zerstört; und hingegen die Thiere in keinem Falle zur Beförderung seiner Absichten von ihm gebraucht werden? Die Thiere, die doch in allem von der Macht Gottes abhangen, sollten diese sich nicht nach seinem Willen richten, nicht von ihm jede Bewegung gefölgiger annehmen, als der Bogen in der Hand des Skythen und die Leier und die Flöte in der Hand des Griechen?

Cherstas der Dichter erzählte hierauf Beyspiele von andern, die wider alles vermuthen vom Tode errettet worden: Unter welchen auch Kypselus war, der Vater des Periauders; er war kaum an das Tageslicht geboren, so wurden Mörder ausgesandt, ihn umzubringen, sie trafen ihn an und doch liessen sie sich von ihrem grausamen Vorhaben abwendig machen; nachher gereuete es sie, sie suchten ihn wieder, al-

lein sie konnten ihn nicht mehr finden: Seine Mutter hatte ihn in einem Kornkasten verborgen. Weil nun Kypselus glaubte, der Gott zu Delphen habe ihn damals hinterhalten, daß er nicht schrie und von seinen Mördern entdeckt wurde, hat er ihm zu Ehren in seinem Tempel ein Zimmer bauen lassen.

Pittakus redete hier den Periander an: Chersias hat mir damit einen Gefallen erwiesen, daß er dieses Zimmers Meldung gethan; schon manchmal habe ich dich fragen wollen, was doch so viel rings um den untern Stamm des Palmbaums ausgeschnitzelte Frosche bedeuten, und welche Beziehung sie auf den Gott haben, oder auf den, der dies Zimmer demselben geweihet.

Periander hieß ihn den Chersias fragen, der es wol wisse und mit dem Kypselus bey der Einweihung zugegen gewesen.

Chersias lächelte und gab zur Antwort: Ich werde es euch nicht sagen, ehe jene mir erklären, was das zu bedeuten habe: Nichts zu viel;

viel; Erkenne dich selbst; und noch jenes andre, das so manchen mißtrauisch, einige völlig stum gemacht hat; Bürgen soll man würgen.

Was bedarf es lange, sagte Pittakus, dir das zu erklären, da dir die Fabeln des Aesopus über jedes derselben verfertiget, so wohl gefallen.

Aesop versetzte: Chersias redet nur so, wann er mit mir scherzen will, in wahrem Ernst aber hält er den Homer für den Erfinder dieser Aussprüche. Er giebt uns an dem Hektor ein Beyspiel der Selbsterkenntniß; Hektor wagte sich an alle griechischen Helden:

(*) Aber mit Telamons Sohn zu streiten vermied er im Schlachtfeld:

Und Ulysses billiget das Nichts zu viel, nach seiner Meynung, wann er den Diomedes erinnert:

(†) Lobe Tydides mich nicht so sehr und tadle mich auch nicht!

Andre glauben, er mißrathe das Verbürgen

(*) Ilias. Λ. v. 542.

(†) Ilias. K. v. 249.

gen als eine schlimme und gefährliche Sache, wann er sagt: (*)

Bürge zu seyn ist schlimm, für schlechte Leute gefährlich.

Unser Chersias hier behauptet, die Ate sey von Jupiter aus dem Himmel gestürzt worden, weil sie zu gegen gewesen, da er betreffend die Geburt des Herkules verbürget hatte und dabey hintergangen worden.

Solon nahm da das Wort: So soll man dem Homer auch hierinn nachkommen:

(†) Schon wird es Nacht, und der Nacht soll gern von uns jeder gehorchen,

Wir wollen also den Musen, dem Neptunus und der Amphitrite opfern, und damit, wann es euch gefallen mag, das Gastmahl beschliessen. Das war, mein werther Nikarchus, das Ende dieser Versammlung.

(*) Odyssea. Θ. v. 351.
(†) Ilias. H. v. 282.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

L. Gr. 8

Plutarch

1768.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Plutarchus, 45-120

Auserlesene moralische Schriften von Plutarch

Bd.: 4

Zürich 1774

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LG 1096 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11264233-5
VD18 80235387-001